

Globale Herausforderungen gemeinsam meistern – gestern, heute, morgen

Tanja Bechtel



DE
|
G

d|u|p

düsseldorf university press

**Globale
Herausforderungen
gemeinsam meistern –
gestern, heute, morgen**

Tanja Bechtel

**Globale
Herausforderungen
gemeinsam meistern –
gestern, heute, morgen**

**Präsidenten von
ICOM Deutschland
im Zeitzeugen-Interview**

Ein Kooperationsprojekt
von ICOM Deutschland e.V.
und dem Studiengang
»Kunstvermittlung und
Kulturmanagement« der
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf

DE GRUYTER

d|u|p
düsseldorf university press

Ein besonderer Dank gilt dem Kultur-Mäzen Herrn Udo van Meeteren und der van Meeteren-Stiftung, Düsseldorf, für die überaus großzügige finanzielle Förderung der Publikation.



ISBN 978-3-11-077953-0
e-ISBN (PDF) 978-3-11-077983-7
<https://doi.org/10.1515/9783110779837>



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Library of Congress Control Number: 2021950234

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Satz: Rüdiger Kern, Berlin
Druck: Graphisches Centrum Cuno, Calbe (Saale)

© 2021 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
d|u|p düsseldorf university press ist ein Imprint der Walter de Gruyter GmbH

www.degruyter.com
dup.degruyter.com

Inhalt

Geleitwort	7
Einleitung	11
1. Zielsetzung, Problemstellung und Aufbau der Projektstudie . .	15
1.1 Einführung	15
1.2 Erkenntnisinteresse.	16
1.3 Aufbau der Projektstudie	16
2. Verbände im Kulturbereich	19
2.1 Museumsverbände national und international	19
2.2 Verbandsstruktur und -politik	20
3. Oral History und der Ansatz – Zeitzeugen-Interviews	23
3.1 Grundgedanken der Oral History	23
3.2 Einordnung der Oral History	25
4. Initialzündung des vorliegenden Oral History-Projektes	27
5. Methodik der empirischen Studie	29
5.1 Vorbereitung und Durchführung	29
5.1.1 Untersuchungsdesign	29
5.1.2 Datenerhebung	31
5.2 Auswertung und Kritik.	32
5.2.1 Transkription	32
5.2.2 Analyse der Daten.	33
5.2.3 (Selbst-)Reflexion	34
6. Interview mit Prof. Dr. Günter Schade, Präsident ICOM DDR 1989–1990	37
6.1 Interviewtext.	37
6.2 Kommentierung durch die Interviewerin	41
7. Interview mit Dr. Hans-Albert Treff, ICOM Deutschland-Präsident 1993–1998	43
7.1 Interviewtext.	43
7.2 Kommentierung durch die Interviewerin	48

8.	Interview mit Prof. Dr. Hans-Martin Hinz, ICOM Deutschland-Präsident 1999–2004	51
8.1	Interviewtext	51
8.2	Kommentierung durch die Interviewerin	64
9.	Interview mit Dr. York Langenstein, ICOM Deutschland-Präsident 2005–2009	67
9.1	Interviewtext	67
9.2	Kommentierung durch die Interviewerin	78
10.	Interview mit Dr. Klaus Weschenfelder, ICOM Deutschland-Präsident 2009–2013	79
10.1	Interviewtext	79
10.2	Kommentierung durch die Interviewerin	87
11.	Interview mit Dr. Michael Henker, ICOM Deutschland-Präsident 2014–2016	89
11.1	Interviewtext	89
11.2	Kommentierung durch die Interviewerin	96
12.	Interview mit Prof. Dr. Beate Reifenscheid-Ronnisch, ICOM Deutschland-Präsidentin seit 2017	99
12.1	Interviewtext	99
12.2	Kommentierung durch die Interviewerin	105
13.	Vergleich und Tendenzen	107
13.1	Allgemeines	107
13.2	Tendenzen nach der Codierungsannäherung	108
14.	Fazit.	111
15.	Quellenverzeichnis	113
16.	Anhang	117
16.1	Offener Interviewleitfaden	117
16.1	Verwendete Codegruppen zur Strukturierung der Daten	118

Geleitwort

Fast noch auf den Trümmern des verheerenden Zweiten Weltkriegs gegründet, entstand der Internationale Museumsrat ICOM 1946 in Paris. Er basierte auf dem Wunsch, der Vorstellung und der Zielsetzung, die Museen in ihrer Vielfalt und mit ihrem kulturellen Erbe nicht nur wiederaufzubauen, sondern in ihrer Zusammenarbeit aktiv zu stärken. Es galt den Schutz und die Wahrung von musealen Objekten zu ermöglichen, auszubauen und Sammlungsbestände neu zu sichten, zu erforschen und neue Weichen in der Ausrichtung der Museen zu stellen. Sehr bald schon erfolgte in vielen Bereichen eine engere, auch grenzüberschreitende Zusammenarbeit. Im Rückblick jedoch sind gewaltige Hürden überwunden worden, wozu vor allem die innerdeutsche Grenze und der Eiserner Vorhang gehörten, die mit dem Zusammenbruch des ehemaligen Ostblocks endlich überwunden wurden. Seitdem gelang auch ein enormer Schub an Internationalisierung und Globalisierung, der die Verständigung, Zusammenarbeit und Vernetzung der Museen, ihrer Sammlungsbestände und ihres wissenschaftlichen Austausches deutlich ausgebaut hat. Vieles scheint einfacher geworden zu sein – aber noch lange nicht sind die Hindernisse und Probleme alle gelöst.

In den vergangenen 75 Jahren hat sich ICOM International zu einem erstaunlichen Weltverband entwickelt, in dem derzeit 50.000 Mitglieder in 151 Staaten aktiv die Museen entwickeln. ICOM lebt von dem dynamischen Zusammenspiel der unterschiedlichsten Kräfte und Interessen, die aufgrund der sehr unterschiedlichen sozialen und politischen Kontexte natürlicherweise vielfältig und nicht immer kompatibel sein können, sich aber bislang im Dialog stets wechselseitig befruchtet und zu neuen Lösungen oder Wegen geführt haben.

Dass der Internationale Museumsverband zu einer solchen Erfolgsgeschichte geraten konnte, verdankt er jenen Akteurinnen und Akteuren, die an der Spitze des Verbandes, aber auch an der Spitze der Nationalkomitees gestanden und dazu beigetragen haben, dass die Ausrichtung des Verbandes im Kontext der jeweils drängenden Aufgaben gelang, zudem neue Mitglieder gewonnen wurden und diese zur inhaltlichen Mitarbeit bereit waren. Erst dieses enge Netzwerk aus Präsidenten, Vorstand, Geschäftsstelle und in Deutschland dann auch aus den in den jeweiligen Bundesländern ansässigen Museumsverbänden sowie den zahlreichen individuellen und institutionellen Mitgliedern führte dazu, dass die formale Struktur des Verbandes als lebendige Organisationseinheit von allen Mitgliedern und Partnern wahrgenommen werden konnte. Das war natürlich ein Entwicklungsprozess, der zunächst langsam

an lief, dann jedoch rasch an Fahrt gewonnen hatte und immer weitere Kreise zog. Vor allem in den letzten zwanzig Jahren konnte das weltweite Netzwerk ausgebaut und vertieft werden. Der Zuspruch, den ICOM International genießt, basiert auf seinen guten und vertrauensvollen Verbindungen innerhalb der Museumscommunity, aber auch zu Akademien und Universitäten, zu Fachgruppen mit Museumsbezug und nicht zuletzt in die Politik. Dies mag selbstverständlich erscheinen, zumal das Zusammenrücken in Zeiten der Globalisierung und Digitalisierung dies nahelegt, aber zu dem Erfolg des kontinuierlichen Wachstums kommen immer wieder auch Rückschläge und Probleme: Dies sind die zunehmenden, besorgniserregenden Umweltkatastrophen wie die Flächenbrände in Australien (2020), Überschwemmungen, Eiskälte in den USA und Kanada (2021), Unruhen, Terror und Kriege (Syrien, Afghanistan), diktatorische Staaten oder Blockaden (Belarus), ethnische und kulturelle Konfrontationen, die bis in unseren Alltag hineinregieren. All dies lässt es zunächst unmöglich erscheinen, normale Arbeit fortzuschreiben. Aber auch solche politischen Entscheidungen wie z. B. der Brexit, durch den sich Großbritannien von der restlichen EU trennte, hat enorme Auswirkungen auf die Organisation von Ausstellungen. Umso bedeutsamer ist es dann, sich auf ein enges Netzwerk von ICOM verlassen zu können und hier Rückhalt zu erfahren, sich über rechtliche Grundlagen auszutauschen, aber auch länderübergreifende Unterstützung und Verständigung zu leisten.

Heute – 75 Jahre nach seiner Gründung im teilweise zerstörten Paris von 1946 – ist die Museumswelt deutlich großflächiger aufgestellt, auch weil unzählige neue Museen entstanden sind. Noch vor ca. 30 Jahren waren es allein in Deutschland ca. 2.000 Museen, heute zählen wir schon über 6.000. Bereits in den 80ern gab es einen regelrechten Boom an Museumsgründungen in Europa, während dieser erst nach der Millenniumswende im asiatischen, arabischen, afrikanischen und südamerikanischen Raum eintrat und damit bewies, wie signifikant das Interesse an Museen und an kulturellen Themen gestiegen ist. Diese Entwicklungen wissenschaftlich fundiert zu begleiten, beratend zur Seite zu stehen und innerhalb der Gesellschaften auf sehr verschiedene Weise zu kommunizieren, verstärkt partizipative Angebote bereitzustellen u. a. m. ist für ICOM immer bedeutsam gewesen.

ICOM Deutschland hat wesentliche Meilensteine innerhalb des Weltverbands und damit besondere Maßstäbe gesetzt. Dazu zählt der Ausbau einer internationalen Struktur, die sich vor allem auf den Tagungen zeigt, aber auch den wissenschaftlichen Austausch und die Forschung gefördert. Allein in den vergangenen drei Jahren konnten wir uns erfolgreich für ein neues Gesetz zur Biozidbekämpfung einsetzen, die heftig geführte Diskussion über den Umgang mit dem kolonialen Erbe helfen in gangbare Lösungs- und Kommunikationswege zu

leiten, den Austausch mit afrikanischen Herkunftsländern im kolonialen Kontext intensivieren und die neue Museumsdefinition maßgeblich mit unseren Mitgliedern und allen anderen übrigen ICOM Nationalkomitees inhaltlich formen. Dieser Prozess verläuft lebendig, teils sehr kontrovers, aber stets im Sinne einer besseren Handhabbarkeit, inhaltlichen Ausrichtung und lösungsorientiert.

ICOM Deutschland ist nicht nur das mitgliederstärkste und zugleich das aktivste Nationalkomitee innerhalb der ICOM-Familie, sondern Deutschland ist zugleich eines der museumsreichsten Länder der Welt. Wir bewahren und kultivieren das reiche materielle und immaterielle Erbe, das weit über das physische Museum hinausgeht. Es erscheint uns bedeutsam, diese Kultur für nachfolgende Generationen zu schützen, zu bewahren sowie durch sinnstiftendes Sammeln weiterzuentwickeln und zu kontextualisieren. Es ist heute deutlich selbstverständlicher, nicht nur über Landes- und Staatsgrenzen hinaus zu arbeiten, sondern deutlich intensiver mit den Zivilgesellschaften zu diskutieren und zu kommunizieren. Reflektierend über unsere eigene Arbeit nachzudenken und diese auch historisch aufzuarbeiten, erschien uns gerade jetzt wichtig. Dank der Initiative von Prof. Dr. Hans-Martin Hinz entstand das Oral History-Projekt als Überlieferungsmodus der großartigen, vielseitigen Arbeit, die alle bisherigen ICOM Deutschland-Präsidenten geleistet haben, und das nachvollzieht, wie die Präsidenten ihren Einsatz in der rückwärtigen Reflexion selbst bewerten. Die Forschungsarbeit entstand während einer schwierigen Zeit, denn die Corona-Pandemie brachten viele Verzögerungen im zeitlichen Ablauf und Hindernisse in der eigenen Verbandsarbeit. Zwischenzeitlich kam das Land fast zum Stillstand, was auch meine eigene Arbeit als amtierende Präsidentin deutlich erschwerte. Auch dies gehört zum Alltag und zu den Hürden, mit denen man konfrontiert sein kann. Das Ausmaß war zum Zeitpunkt des Interviews noch gar nicht absehbar. Aus heutiger Sicht rückblickend konnten wir in dieser herausfordernden Lage dennoch erstaunlich viele neue strategische Punkte angehen.

Die Oral History unseres eigenen ICOM-Nationalkomitees ist eine spannende, lesenswerte Publikation geworden, die als eigene Forschungsarbeit von Tanja Bechtel im Fachgebiet »Kunstvermittlung und Kulturmanagement« der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf vorgelegt wurde. Wir danken allen, die dieses Unterfangen begleitet, getragen und gefördert haben. Ohne das nachhaltige Engagement aller und die wertvolle Unterstützung, die wir für diese Publikation erhalten haben, wäre all dies nicht möglich gewesen. Sie gibt spannende Einsichten in die Genese, aber auch viele Perspektiven für neue Projekte und Ziele innerhalb der ICOM-Weltgemeinschaft.

Prof. Dr. Beate Reifenscheid
Präsidentin ICOM Deutschland

Einleitung

Die Entwicklung von Fach- und Interessensverbänden ist zum einen geprägt durch die Bereitschaft ihrer Mitglieder, sich für bestimmte inhaltliche Aufgaben oder Aufgaben der gemeinsamen Außenvertretung zusammenzuschließen. Zum anderen vermögen Verbände aus eigener Kraft übergreifende Probleme ihrer Mitglieder anzugehen und ausgleichend, vergleichend, innovativ und beratend zu wirken.

Der Welt-Museumsverband International Council of Museums ICOM mit Sitz in Paris ist im Jahre 1946 gegründet worden, um schwerpunktmäßig international relevante Aufgaben für Museen und Ausstellungshäuser zu übernehmen. ICOM Bundesrepublik Deutschland wurde im Jahre 1953 gegründet, das DDR ICOM-Komitee 1968. Parallel existiert seit 1917 der Deutsche Museumsbund mit Fachgruppen, letztere ähnlich den internationalen Fachkomitees (International Committees) bei ICOM. Daneben bestehen regionale Museumsverbände auf der Ebene der Bundesländer, wobei nur Niedersachsen und Bremen einen gemeinsamen Verband bilden.

Bestenfalls aus Anlass außergewöhnlicher Jubiläen oder bei zufälligen wissenschaftlichen Interessen erfolgt eine Rückschau auf die Entwicklung eines Verbandes. Dabei ist es aus der jeweiligen fachbezogenen Sicht wie auch aus soziologischer Sicht interessant, im Zeitablauf etwa Fragen nach der Organisationsstruktur und ihren Veränderungen, nach der Einflussstärke der Interessenvertretung nach außen, nach der Katalysatorfunktion für Innovationen bei den Mitgliedern usw. zu fragen.

Der Internationale Museumsrat ICOM besteht im Jahre 2021 75 Jahre. Dieses Jubiläum zum Anlass nehmend, hat der von 2010 bis 2016 amtierende Präsident des ICOM-Weltverbandes, Prof. Dr. Hans-Martin Hinz, selbst mehrere Jahre lang Präsident von ICOM Deutschland, gemeinsam mit Dr. Klaus Staubermann, dem Geschäftsführer von ICOM Deutschland, den Anstoß gegeben, eine Rückschau auf einen beträchtlichen Teil der Entwicklung von ICOM Deutschland aus einer speziellen Perspektive zusammenzustellen – aus der jeweiligen im Vorfeld des Jubiläums noch lebenden Präsidenten. Ziel war festzustellen und zu dokumentieren, wie ICOM Deutschland in der Vergangenheit museumpolitische Herausforderungen gemeistert hat. Auf einem dafür geeigneten »Zeitzeugen-Ansatz« basiert der nun vorliegende Bericht.

Ein Zeitzeugen-Ansatz ist mehr als nur subjektiv gefärbte Geschichtsschreibung. Der hier beschrittene Weg der soziologischen Forschung basiert auf Experteninterviews, die der so genannten Oral History zuzuordnen sind.

Dabei werden üblicherweise mündliche Aussagen von Zeitzeugen gesammelt und möglichst ungefiltert in Wort und Bild gespeichert. Auch um originale Positionen von Akteuren unterschiedlichen Interessenten als historisches »Rohmaterial« zur Verfügung zu stellen – eine den Museen wohlbekannte Aufgabe.

Der Oral History-Ansatz verlangt im Sinne der Demoskopie und Marktforschung nach einem sorgfältigen Skript oder Leitfaden sowie eine systematische und umsichtige Person für die Erhebung und – soweit gewünscht – Verschriftlichung. Die Suche nach einer dafür in Frage kommenden Interviewer*in konzentrierten Prof. Hans-Martin Hinz und das langjährige, aktive ICOM-Mitglied Prof. Dr. Bernd Günter auf den Master-Studiengang »Kunstvermittlung und Kulturmanagement« der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, aus dem heraus jüngst die Gruppe der ICOM Deutschland Young Professionals entstanden ist. Die Absolventin dieses Studiengangs, Frau Tanja Bechtel, zur Projektzeit noch Tanja Leiminger, wurde damit beauftragt, die Erhebung in Form von Gesprächen mit den sechs zum Projekt- und Interviewzeitpunkt noch lebenden ICOM Deutschland-Präsidenten seit 1993 sowie mit dem Präsidenten des ehemaligen ICOM-Verbandes der DDR zu führen und in Form einer Masterarbeit sowie in Form des nun vorliegenden Berichtes zu dokumentieren. Die interviewten Zeitzeugen sind (ohne Titelnennung): Hans-Albert Treff (1993–1998), Hans-Martin Hinz (1999–2004), York Langenstein (2005–2009), Klaus Weschenfelder (2009–2013), Michael Henker (2014–2016), Beate Reifenscheid (seit 2017) sowie Günter Schade (ICOM DDR 1989–1990). Diese Persönlichkeiten haben sich bereit erklärt, für das Zeitzeugenprojekt zur Verfügung zu stehen. Darüber hinaus fand das Projekt die wohlwollende Unterstützung von Präsidentin und Vorstand von ICOM Deutschland.

Es hat sich gezeigt, dass es – in Abwandlung des typischen Vorgehens der Oral History – zweckmäßig war, die aufgezeichneten Interviews zur Authentisierung und Überprüfung und ggfs. Korrektur den Interviewten noch einmal vorzulegen, was Fehlinterpretationen verhindern soll, aber den gesamten Prozess deutlich verlängert. Dabei ist eine Mischform aus Oral History und Experteninterview (im Sinne der Marktforschung und der empirischen Sozialforschung) entstanden. Der nun vorliegende Bericht entstand aus der Projektarbeit von Tanja Bechtel »Kulturelle Verbandsarbeit im Lichte der Oral History am Beispiel ICOM Deutschland – Die ehemaligen und aktuellen Präsidenten von ICOM Deutschland im Interview zu den Herausforderungen ihrer Amtszeit«. Die in dem Bericht abgedruckten Interviews, zusammen mit der Erläuterung der Vorgehensweise und einer vorsichtigen Kommentierung, geben sowohl über die von den Zeitzeugen geschilderten Ereignisse und den Umgang damit aus Sicht des Verbandes und der Präsident*innen Auskunft wie auch

über deren heutige subjektive Sicht im Kontext der Rückschau aus dem gegebenen Anlass. In einer selbstverständlich abgewandelten und noch anderen Anforderungen genügenden Form wurde das Projektergebnis mit dem theoretisch-konzeptionellen Hintergrund 2021 zunächst als Masterarbeit im Studiengang »Kunstvermittlung und Kulturmanagement« der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (Kordinatorin des Studiengangs: Dr. Julia Römhild) vorgelegt.

Will man nun verschiedene Aspekte der Zeitzeugen-Interviews würdigen, kann z. B. darauf geachtet werden, wie mit dem Spezifikum Internationalität umgegangen wurde, mit dem Verhältnis zu anderen Nationalkomitees (etwa gemeinsame Veranstaltungen und Verlautbarungen), und zur ICOM-Zentrale in Paris. Ein zweiter beachtenswerter Aspekt ist die jeweilige Reaktion auf politische und kulturpolitische Veränderungen im fraglichen Zeitraum – soweit der Museumssektor betroffen war und ist. Aus museologischer, soziologischer und ökonomischer Sicht ist auch interessant, ob und wie der Verband sich als Dienstleister für seine Mitglieder und letztlich für Museumsbesucher und die Gesellschaft insgesamt verstanden hat. Darüber gibt der Umgang mit innovativen Ideen, Themen und Präsentationsformen Auskunft – nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Digitalisierung. Schließlich verstehen sich – einer langjährigen Forderung von Betriebswirten folgend – Verbände in unterschiedlicher Intensität als beratende Dienstleister für ihre Mitglieder. Dies schlägt sich in Fortbildungsveranstaltungen, in entwickelten Leitfäden oder gar Best-Practice-Sammlungen nieder wie auch in persönlicher Beratung und im Gedankenaustausch. Dies setzt auch entsprechende Gremien und Personal in der Geschäftsstelle voraus. Diese genannten Aspekte sind nur eine Auswahl von Themen, die rückschauend anzusprechen waren und auf die die Verbandsarbeit weiter zu achten hat.

Abschließend gebührt selbstverständlich ganz besonderer Dank allen Interviewten und der berichterstattenden Interviewerin sowie Dr. Klaus Staubermann, der Geschäftsstelle von ICOM Deutschland, dem Vorstand von ICOM Deutschland, der das Projekt wohlwollend unterstützt hat, darüber hinaus dem Kultur-Mäzen Herrn Udo van Meeteren und der van Meeteren-Stiftung für die überaus großzügige finanzielle Förderung der Publikation, vor allem die außergewöhnlich schnelle Zusage, Herrn Staatssekretär a. D. Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff sowie Prof. Dr. Bernd Günter und Dr. Julia Römhild für verschiedene unterstützende Funktionen und die Begleitung des Projektes.

Berlin, im November 2021

Dr. Klaus Staubermann, Berlin

Prof. Dr. Bernd Günter, Mettmann/Düsseldorf

1. Zielsetzung, Problemstellung und Aufbau der Projektstudie

1.1 Einführung

Die deutsche Gesellschaft ist eine Kultur- und Freizeitgesellschaft. Deutschland ist auch ein Land der Vereine und Verbände, deren Anzahl seit 1990 in der Tendenz eher steigend ist.¹ Häufig engagieren sich sowohl deren Mitglieder als auch Repräsentant*innen ehrenamtlich – neben deren eigentlichen Berufen.

Folglich sind die finanziellen Ressourcen der Verbände und die zeitlichen Kapazitäten der Mitwirkenden oftmals stark eingeschränkt. Die Verbandsgeschichte zu tradieren gerät im Arbeitsalltag oftmals aus dem Blick, da die eigentlichen Erfordernisse (inhaltliche Konzepte, Ausrichtung, Tagungen, Mitgliederverwaltung, Publikationen, Dialog mit der Politik etc.) im Vordergrund stehen und die Dokumentation sowie wissenschaftliche Aufarbeitung der eigenen Verbandsarbeit eine zeitliche wie auch personelle Überlastung bedeuten.

Dass es jedoch durchaus wichtig oder sogar von Vorteil sein kann, bedeutende Tätigkeiten der internen und externen Verbandsarbeit sowie die Herausforderungen, mit denen sich die jeweiligen Vertreter*innen persönlich in ihrem Schaffen konfrontiert sahen, festzuhalten und chronologisch zu archivieren, zeigt sich oftmals erst in der Rückschau und insbesondere für die Nachfolger*innen in den betreffenden Ämtern. Für diese kann solch ein Archiv eine Chance sein, sei es als Wegweiser oder als Grundlage neuer Arbeiten.

Oberstes Ziel hierbei ist es, das Wissen über Errungenschaften, Erkenntnisse, aber auch kritische Selbstreflexion, selbst von in der jüngsten Vergangenheit liegenden Arbeiten durch etwaige Wechsel in der Vorstandschaft nicht zu verlieren. Denn auch wenn Verbände darum bemüht sind, ihr Schaffen den Mitgliedern näher zu bringen, werden in Verbandsnachrichten oder Mitteilungen über laufende oder abgeschlossene Projekte nicht alle Themenkomplexe, geschweige denn etwaige Hindernisse oder Fehlversuche, dargelegt. Die interne Verbandsarbeit bleibt darüber hinaus für die Mitglieder vollkommen außen vor.

¹ DGVM, <https://www.verbaende.com/hintergruende/studien-statistiken.php>, zuletzt abgerufen am 03.08.2021.

1.2 Erkenntnisinteresse

In der vorliegenden Studie, angeregt von ICOM Deutschland e. V., soll anhand von zu diesem Zwecke geführten Interviews mit allen ehemaligen Präsidenten und der amtierenden Präsidentin des Verbandes erörtert werden, mit welchen Herausforderungen auf nationaler, internationaler und gesellschaftspolitischer Ebene sich die Präsident*innen konfrontiert sahen und sehen, wie sie diese bewältigten und wie sie den heutigen Umgang mit Herausforderungen in der Verbandsarbeit bewerten.

Ein Ausblick stellt zudem die Frage, inwieweit sich das Vorgehen mit Oral History als Methode innerhalb der qualitativen empirischen Forschung dazu eignet, eben solche Arbeitsabläufe innerhalb der Verbandsarbeit im Gespräch mit Verbandsrepräsentant*innen festzuhalten, auszuwerten und Interessen zugänglich zu machen.

1.3 Aufbau der Projektstudie

Um die Leser*innen in das Thema einzuführen, erfolgt zunächst eine theoretische Definition des empirischen Schwerpunktes der Studie. Im Fokus stehen hierbei die nationale und internationale Verbandslandschaft sowie deren Struktur, insbesondere mit Blick auf ICOM Deutschland e. V., das nationale Komitee des Weltmuseumsverbandes.

Darauf folgt die Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Disziplin der »Oral History«, also der mündlich erfragten Geschichte mit Hilfe von Zeitzeugen-Interviews. Im Anschluss wird eine kurze Beschreibung des von ICOM Deutschland initiierten Projektes geliefert sowie ein Bericht über dessen Zustandekommen.

Im sich anschließenden methodischen Kapitel erfolgt die Beschreibung der im Experiment angewandten empirischen Forschungsweise. Das leitfadenorientierte Interview wird als sozialwissenschaftliche Methode definiert und die Auswahl der Gesprächspartner kurz umrissen. Im Einzelnen soll zudem die Vorbereitung, Durchführung, Auswertung, aber auch selbstreflexive Kritik erörtert werden. Nachdem sich die Leser*innen im methodischen Teil einen Überblick über den theoretischen Rahmen der exemplarischen Forschung sowie der Herangehensweise verschaffen konnten, folgt die praktische Auswertung der Interviews durch induktives Vorgehen und Kommentierungen seitens der Interviewerin. Diese orientieren sich vor allem an der empirischen

Sozialforschung – insbesondere Mayring 2010² –, die mitunter den Bereich der Oral History in diesem speziellen Fall weiter fundiert. Abschließend werden die Interviews in den Vergleichen und Tendenzen durch im Vorfeld vorgenommene Codierungsannäherungen in ihrer Gesamtheit betrachtet.

Ein zusammenfassendes Fazit mitsamt Diskussion über die Eignung der Oral History im Verbandskontext schließt vorliegende Studie ab.

2 Mayring, Philipp, Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Langensalza: Beltz, 2010.

2. Verbände im Kulturbereich

2.1 Museumsverbände national und international

Verbände im Kulturbereich machen etwa 9 % aller Verbände in Deutschland aus.³ Die Bandbreite hierbei reicht von bundesweiten, kulturübergreifenden Einrichtungen – hier zu nennen der Deutsche Kulturrat e. V. oder etwa die Kulturpolitische Gesellschaft e. V. – bis hin zu den spezifischen Sparten, wie der bildenden Kunst, Film und Video, musikalischer und literarischer Bildung und vielen mehr.⁴

Diese Studie nimmt eine Eingrenzung vor und beschränkt sich innerhalb der kulturellen Verbandslandschaft lediglich auf die Museumsverbände, berücksichtigt dabei jedoch nicht nur Deutschland, sondern wirft auch ein Schlaglicht auf internationale Perspektive.

Die nationalen Museumsverbände sind in zwei Wirkungsgebiete zu unterteilen. Hier gesondert zu betrachten sind weitere Museumsorganisationen wie beispielsweise die Landesstellen für nichtstaatliche Museen, auf deren Struktur in dieser Studie nicht weiter eingegangen wird. Die Wirkungsgebiete der Museumsverbände sind zum einen regional, meist auf Ebene der einzelnen Bundesländer, zum anderen überregional. Zum zweiten Bereich zählen beispielsweise die Arbeitsgemeinschaft kirchlicher Museen und Schatzkammern, sowie die sich von den Fachgebieten her oft überschneidenden, wichtigsten überregionalen Museumsverbände in Deutschland: der Deutsche Museumsbund e. V. und das International Council of Museums (ICOM Deutschland e. V.).⁵

Abzugrenzen ist ICOM Deutschland e. V. in folgendem Punkt. Der Verband bildet als größter Museumsfachverband in Deutschland sowie als mitgliederstärkstes Nationalkomitee im internationalen ICOM-Weltverband die Schnittstelle Deutschlands zwischen nationaler und internationaler Museumsarbeit und kann somit als Mittler dieser beiden Aspekte gesehen werden.

Auf internationaler Ebene gibt es neben den verschiedenen ICOM-Nationalkomitees zahlreiche Museum Associations einzelner Länder oder einzelner

3 DGVM, <https://www.verbaende.com/hintergruende/studien-statistiken.php>, zuletzt aufgerufen am 28.II.2020.

4 Vgl. <https://www.bildungsserver.de/Verbaende-Vereinigungen-und-Fachgesellschaften-Kulturelle-Bildung--5428-de.html>, zuletzt aufgerufen am 04.I2.2020.

5 <https://www.smb.museum/museen-einrichtungen/institut-fuer-museumsforschung/partner/>, zuletzt aufgerufen am 16.II.2020.

Sparten.⁶ Was zu fehlen scheint ist jedoch eine weitere übergreifende, allumfassende gemeinsame Plattform. In Europa bietet beispielsweise NEMO, das Netzwerk europäischer Museumsorganisationen,⁷ den verschiedenen Museumsorganisationen, aber auch einzelnen Museen Unterstützung zum Austausch und Netzwerken.

Zusätzlich zu der großen internationalen Reichweite ist der ICOM-Weltverband die einzige internationale Museumsorganisation, die sich mit museums-ethischen Themen beschäftigt.

2.2 Verbandsstruktur und -politik

Ein Verband ist laut Bundeszentrale für politische Bildung ein »Zusammenschluss von Personen mit gemeinsamen Interessen zur Verfolgung gemeinsamer Ziele«⁸. ICOM Deutschland e. V. ist ein eingetragener gemeinnütziger Verein. Rechtlich gesehen unterscheidet sich die Organisation von Verbänden und Vereinen nicht, ein Verband ist so gesehen immer auch ein Verein,⁹ wobei Verbände oftmals der beruflichen Fortbildung dienen. Die beiden Begriffe werden im Sprachgebrauch oft gleichbedeutend verwendet. Zudem fallen diese unter §§ 21–79 BGB und sind im gleichen Register gelistet. Zentral ist der Punkt der Gemeinnützigkeit der Körperschaft nach § 52 Abs. 1 der Abgabenordnung sowie eine auf Dauer festgelegte Struktur. Konkret bedeutet das, eine von den Gründungsmitgliedern verabschiedete Satzung, und einen in einer Mitgliederversammlung gewählten Vorstand. Es lohnt sich, ICOMs Verbandsstruktur in der Gesamtheit, also auch von der internationalen Perspektive her zu betrachten.

Der Weltverband mit dem aktuell amtierenden Präsidenten Alberto Garlandini sowie den Vizepräsidenten Terry Simioti Nyambe und Laishun An an der Spitze¹⁰ wurde 1946 in Zusammenarbeit mit der UNESCO gegründet. Die internationale, nichtstaatliche Organisation für Museen gliedert sich in

6 Beispielsweise die International Association of Museums of History.

7 <https://www.museumbund.de/nemo-netzwerk-europaeischer-museumsorganisationen/>, zuletzt aufgerufen am 04.01.21.

8 <https://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/politiklexikon/18392/verband-verbaende>, zuletzt aufgerufen am 23.05.21.

9 »Verband« ist kein fester Rechtsbegriff. Nicht jeder Verein ist allerdings umgekehrt auch ein Verband.

10 Durch Wechsel in der Führungsebene im Sommer 2020 wurde Alberto Garlandini als Vizepräsident im Amt des Präsidenten bestätigt. Die Amtszeit läuft aktuell bis zur Generalkonferenz 2022 in Prag.

die Nationalkomitees der 118 Mitgliedsstaaten. Außerdem gibt es 30 internationale Fachkomitees, die sich schwerpunktmäßig mit bestimmten musealen Themen auseinandersetzen, wie beispielsweise Archäologie und Geschichte, Naturkunde, oder auch mit praktischen Anwendungsgebieten der Museumsarbeit, wie etwa mit der Museumssicherheit.¹¹ Inhaltlich leisten die Komitees zu großen Teilen die Arbeit des Verbandes. Zusätzlich dazu gibt es noch ständige Ausschüsse, Arbeitsgruppen, regionale Allianzen und affilierte Organisationen. Insgesamt zählt der Weltverband rund 50.000 Mitglieder,¹² mit etwa 6.500 Mitgliedern aus dem deutschen, dem damit mitgliederstärksten Nationalkomitee. Das zentrale Generalsekretariat des ICOM-Weltverbandes hat seinen Sitz in Paris, Frankreich.

Das deutsche ICOM-Nationalkomitee gründete sich am 19. März 1953 und hat seinen Sitz in Berlin. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands wurde das Ostdeutsche Nationalkomitee mitaufgenommen. Im Wesentlichen setzt sich der Verband in Deutschland aus den Mitarbeiter*innen der Geschäftsstelle sowie einem gewählten Vorstand bestehend aus sechs Personen und dem gewählten Präsidenten an der Verbandsspitze zusammen. Die aktuell amtierende Präsidentin des deutschen Nationalkomitees ist Frau Prof. Dr. Reifenscheid-Ronnisch, Leiterin des Ludwig Museums in Koblenz. Die Amtszeiten der Repräsentant*innen belaufen sich auf jeweils drei Jahre und ein ICOM-Präsident kann für eine zweite Amtszeit wiedergewählt werden.

Eine solche (Wieder-)Wahl findet im Rahmen interner Mitgliederversammlungen statt. Diese sind Teil der regelmäßig stattfindenden Tagungen auf denen Museumsfachleute, dabei wohl insbesondere die Mitglieder von ICOM Deutschland, über aktuelle museumsrelevante Fragestellungen diskutieren. Die Mitgliederversammlungen finden im Anschluss dazu unter Ausschluss der Öffentlichkeit, und bei anstehenden Neuwahlen mit geheimer, demokratischer Wahl, statt.

Auf internationaler Ebene finden diese Mitgliederversammlungen, die sogenannten Generalversammlungen, alle drei Jahre statt.

11 Internationale Komitees sind beispielsweise COMCOL (International Committee for Collecting), CIDOC (International Committee for Documentation), ICMS (International Committee for Museum Security).

12 Stand 2020.

3. Oral History und der Ansatz – Zeitzeugen-Interviews

3.1 Grundgedanken der Oral History

Die Tradition der mündlich erzählten Geschichte reicht weit in die Antike zurück, lange bevor schriftliche Aufzeichnung praktiziert wurden.¹³ Die Geschichte der historiographischen Methode, wie wir sie heute kennen, begann in den 1940er Jahren in den USA. Als ihr Urheber gilt der Journalist und Historiker Allan Nevis (1890–1971), welcher ein Archiv mit Biographien von Führungskräften anlegte. Dies war letztlich charakteristisch für die Entstehung der Oral History in den USA. In Deutschland kam die Disziplin in den 1970er Jahren auf, mit dem speziellen Interesse an der Aufarbeitung des zweiten Weltkrieges und der Nachkriegszeit. Lange Zeit jedoch wurden von Oral Historians generierte Informationen von der gängigen Forschung nicht als valide Quellen betrachtet, die Historiker*innen teilweise gar als unprofessionell erachtet. Dies mag nicht zuletzt der Tatsache geschuldet sein, dass persönliche, teilweise frei erfundene Erzählungen und Erinnerungen veröffentlicht wurden.¹⁴ Zudem belegen Studien, die sich mit dem Phänomen der »Erinnerungen« befassen, dass vergangene Ereignisse mit zunehmendem Abstand und durch das stetige erleben neuer »Erinnerungen« fortlaufend neu in Kontext gesetzt werden und somit rückblickend auch anders bewertet werden.¹⁵

Unter kritischer (Selbst-)Reflexion dieser Problematik jedoch kann die Oral History vielfältige und gänzlich neue Einblicke generieren, da sie Geschichte aus mehrschichtiger Perspektive zeigen und überliefern kann. Die Oral History nämlich beschreibt die mündlich erfragte und überlieferte Geschichte durch Zeitzeug*innen verschiedenster sozialer Milieus. Ergo, verleiht gegebenenfalls auch Menschen eine Stimme, die ansonsten nicht gehört werden würden. Oftmals wird diese Methodik sogar dezidiert als die »Wiedergabe der

13 Vgl. Sharpless, Rebecca, *The History of Oral History*, in: Charlton, Thomas Lee; Myers, Lois E.; Sharpless, Rebecca: *Handbook of Oral History*. Lanham: Rowman Altamira, 2006. S. 19.

14 Halbmayr führt hierzu unter anderem das Beispiel »Benjamin Wilkomirski« (Pseudonym) an, der als Nichtjude eine komplette jüdische Kindheit während des Holocausts erfand und dadurch berühmt wurde.

15 Vgl. Halbmayr, Brigitte, *The ethics of oral history. Expectations, responsibilities, and dissociations*, in: Kurkowska-Budzan, Marta; Zamorski, Krzysztof: *Oral History: The Challenges of Dialogue*. Amsterdam: John Benjamins Publishing, 2009. S. 195 f.

Geschichte von unten«¹⁶ bezeichnet. Das klassische Geschichtsverständnis befindet sich ohnehin im steten Wandel.¹⁷ Zusätzlich dazu ist anzumerken, dass jede Geschichtsschreibung in gewissem Maße subjektiv ist und auch literarische Quellen stets mit kritischem Blick interpretiert werden müssen, sowie die Notwendigkeit einer multiperspektivischen Geschichtsinterpretation anhand von verschiedenen Quellen besteht.

Konkret beinhaltet das interdisziplinäre Forschungsfeld der Oral History also das Führen und Auswerten von Erinnerungsinterviews mit Zeitzeug*innen. Die Quellen werden dabei von dem Forschenden im Gespräch mit den zu Interviewenden selbst hergestellt. Gerade in Bereichen, in denen noch keine, oder eine unzureichende Quellenlage besteht, ist eine Befragung von Zeitzeug*innen von höchster Bedeutung. Oft nicht ungeachtet der demographischen Lage: Eine Generation wichtiger Zeitzeug*innen in Deutschland wird wohl bald ableben. Dieser Tatsache geschuldet, ist eine sorgfältige Dokumentation deren erinnerter Identitäten unabdingbar. Um dabei einen angemessenen wissenschaftlichen Standard zu erfüllen, erfordern Zeitzeugenbefragungen im Allgemeinen sehr viel Einarbeitungs- und Vorbereitungs- und auch Nachbereitungszeit. Um die oben genannte Wissenschaftlichkeit zu wahren, ist es unbedingt nötig, die Lebenslage und die historischen Gegebenheiten, über die der Interviewte erzählt, zu kennen und Aussagen stets kritisch zu hinterfragen und einzuordnen.

Pro und Contra der Methodik der Oral History liegen also nah beieinander: Bei unkritischer Betrachtung kann eine subjektive Wiedergabe historischer Gegebenheiten schnell zum Nachteil werden. Gerade bei der Oral History ist daher eine kritische Quellenbetrachtung sowie eine Auseinandersetzung mit dem Zeitgeschehen, in das die Ereignisse gebettet sind, unbedingt durchzuführen. Sofern sich der Forschende dessen jedoch bewusst ist und die neu generierten Quellen möglichst objektiv auswertet und diese in einen wissenschaftlichen Rahmen des Zeitgeschehens und der Lebenssituation des Interviewten packt, können wertvolle Erkenntnisse gewonnen werden.

16 <https://www.ordensgemeinschaften.at/kultur/40-miko/1471-lebensgeschichtliche-erzaehlungen-und-oral-history-geschichte-methoden-beispiele>, zuletzt abgerufen am 07.02.21.

17 Angefangen bei »Der Sieger schreibt die Geschichte«, was vor allem die antike Geschichtsschreibung – beispielsweise die römische – betrifft. Konkret: Monumente, die Siege darstellen sollten wie Triumphbögen, Siegesäulen und ähnliche stellen eine einseitige Sicht der Dinge, nämlich aus der Perspektive des Siegers, dar. Im Laufe der Zeit wandelte sich eben dieses Phänomen und es kamen vermehrt vielfältigere Perspektiven zum Vorschein. Aus breiter Quellenlage gewinnen Historiker*innen einen möglichst objektiven Eindruck des Zeitgeschehens. Zu solch einer Quelle, die bei kritischer Betrachtung einen Eindruck des Gesamtbildes liefern, werden auch oben genannte Zeitzeugen-Interviews.

Ergänzend zur Quellenkritik muss sich der Interviewende der hohen ethischen Verantwortung im Kontext der Oral History bewusst sein. In keinem Fall dürfen den Interviewten ihre Erzählungen zu einem späteren Zeitpunkt in irgendeiner Form schaden. Dies ist vor allem bei der Transkription des Gesagten zu beachten, wenn das Ziel der Forschung ist, diese Transkripte der Öffentlichkeit oder anderen Forscher*innen zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig führt dieser Aspekt zu einer vermeintlichen Zwickmühle, in der sich der Forschende befindet. Zum einen sehen sich Historiker*innen in der Pflicht, eine genaue Darstellung der (historischen) Gegebenheiten zu liefern. Zum anderen soll durch (auf Wunsch) Vertraulichkeit die Professionalität des Forschenden gewahrt werden.

3.2 Einordnung der Oral History

Oral History ist eine in zahlreichen Forschungsfeldern angewandte Methode der Geschichts- und Sozialwissenschaften. Beispielsweise in der Historiographie, Biographieforschung, Kulturforschung, Anthropologie oder auch der Psychologie gehört die Oral History zum festen Bestandteil des methodischen Repertoires.¹⁸ Im Fokus steht die Generierung, Archivierung, Rekonstruktion und Interpretation subjektiv erlebter Vergangenheiten. Ursprünglich verfolgte man damit das Ziel, Lebens- und Erfahrungsgeschichten unterdrückter Gesellschaftsgruppen festzuhalten und wiederzugeben. Vor allem aber Alexander von Plato, ein international führender Oral Historian und Gründer des Institut Geschichte und Biografie in Deutschland in Lüdenscheid, das eng mit der IOHA (International Oral History Association) zusammenarbeitet, trug viel zur Entwicklung und Ausweitung des Feldes der Oral History auf andere zeitgeschichtliche und kulturelle Kontexte in Deutschland und international bei.

Auch zu Beginn gänzlich fernliegend scheinende Bereiche bedienen sich der Methodik der Oral History: Beispielsweise Filme oder Performances integrieren Aspekte der mündlich festgehaltenen Geschichte. Nicht selten dienen sie dabei auch zu deren Auf- und Verarbeitung.¹⁹

¹⁸ Vgl. Heinze, Carsten, Eine kurze Geschichte der Oral History und neuere Entwicklungslinien in: Einführung in die Oral History. Alltag und Erinnerung, Fernuni Hagen, 2009. S. 5.

¹⁹ Vgl. Ebd. S. 8.

4. Initialzündung des vorliegenden Oral History-Projektes

ICOM Deutschland e.V. will mit Hilfe der Oral History und den Zeitzeugenbeziehungsweise Experteninterviews festhalten, welche Herausforderungen den einzelnen Präsidenten des Verbandes während deren Amtszeiten begegneten.

Hintergrund dessen ist vor allem die gesellschaftliche Veränderung, die auch die Museums- und die Museumsverbandsarbeit erfassen. Die Amtsinhaberin und die ehemaligen Amtsinhaber leisten und leisteten wichtige Impulse zur Entwicklung von Museen und zur Stärkung ihrer Arbeit nicht nur national, sondern vor allem auch im Hinblick auf internationale Perspektiven.

Diese Herausforderungen sowie die zugehörigen Diskussionsprozesse und Aktivitäten sollen im Zeitgeschehen, vor allem auch im Hinblick auf die zeitliche Befristung der Leitungsämter, nun festgehalten werden. Um dem Vergessen entgegenzuwirken, wurde ein Oral History-Projekt in Kooperation mit Angehörigen der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, genauer mit Prof. Dr. Bernd Günter und Tanja Leiminger aufgelegt.

Die Interviews mit von Dr. Klaus Staubermann, dem Geschäftsführer von ICOM Deutschland, Prof. Dr. Hans-Martin Hinz, ehemaliger Präsident von ICOM Deutschland sowie des ICOM-Weltverbandes und Prof. Dr. Bernd Günter, Professor der Heinrich-Heine-Universität, entworfenen Fragestellungen sowie spontan sich im Gespräch ergebenden Sachverhalten sollen den Mitgliedern nach Fertigstellung in schriftlicher Form auf der Homepage von ICOM Deutschland als eine Art lebendiges Archiv zu Verfügung stehen.

5. Methodik der empirischen Studie

5.1 Vorbereitung und Durchführung

5.1.1 Untersuchungsdesign

Die Frage nach früheren ICOM-Aktivitäten in den jeweiligen Amtszeiten wird mittels einer explorativen Studie untersucht. Besonders das Expertenwissen einer kleinen, vorgegebenen Personengruppe ist dabei von Bedeutung. In der Vollerhebung werden alle ehemaligen Präsidenten und die amtierende Präsidentin von ICOM Deutschland e.V. befragt. Es folgt eine konkrete Aufzählung in chronologischer Reihenfolge. Prof. Dr. Günter Schade (letzter Präsident ICOM DDR), Dr. Hans-Albert Treff (ICOM Deutschland-Präsident 1993–1998), Prof. Dr. Hans-Martin Hinz (ICOM Deutschland-Präsident 1999–2004), Dr. York Langenstein (ICOM Deutschland-Präsident 2005–2009), Dr. Klaus Weschenfelder (ICOM Deutschland Präsident 2009–2013), Dr. Michael Henker (ICOM Deutschland Präsident 2014–2016), Prof. Dr. Beate Reifenscheid (amtierende ICOM Deutschland-Präsidentin seit 2017). Die Gesamtzahl der Befragten betrug also sieben Personen, von denen alle eine repräsentative Rolle innerhalb sowie außerhalb des Verbandes, also in ihrer beruflichen Stellung innehatten beziehungsweise haben. Diese Tatsache spielte vor allem bei der späteren Interpretation und Auswertung der Interviews eine Rolle.

Das Ziel dieser Studie ist, neue Erkenntnisse zu gewinnen, Hypothesen zu bilden und frühere Positionen aufzuarbeiten. Aufgrund dieser bekannten Gegebenheiten, also der begrenzten Anzahl an Befragten sowie des Interesses an tiefergehenden, neuen Informationen, bewegen wir uns im Bereich der qualitativen Forschung.

Das gewählte Erhebungsinstrument dieser vorliegenden qualitativen empirischen Studie ist ein offenes Leitfadenterview,²⁰ welches auf einer von ICOM Deutschland vorgegebenen Struktur, einem teils flexiblen Fragenkatalog, basiert. Die Sozialforschung versteht nämlich unter einem Interview »ein planmäßiges Vorgehen mit wissenschaftlicher Zielsetzung, bei dem die Versuchsperson durch eine Reihe gezielter Fragen oder mitgeteilter Stimuli zu

20 Siehe Anhang I.

verbalen Informationen veranlaßt werden soll«²¹, weshalb die Fragen in einem persönlichen Gespräch gestellt werden sollen. Der Aspekt der Oral History im Blick auf das Interview beinhaltet zudem neben der spontanen Beantwortung der Fragen, der Gesprächssituation und des Narrativs auch die non-verbale Kommunikation. Beispielfhaft hierfür zu nennen sind etwa Mimik und Gestik, aber auch Pausen im Gespräch und das Nicht-Gesagte. Diese Herangehensweise zielt nicht darauf ab, mittels vorgefertigter Fragebögen harte, repräsentative Daten zu erheben. Ein solches Experteninterview mit einer relativ offenen Struktur dient vielmehr der Generierung von Wissen und neuen Einblicken.²² Dem zu Interviewenden soll aus diesem Grund während der Befragung vor allem Raum zur Entfaltung seiner selbst strukturierten Erzählung gegeben werden.²³ Zudem bietet ein offenes Leitfadeninterview auch dem Interviewer Gelegenheit, auf Unklarheiten einzugehen oder vertiefende Fragen zu stellen, also mit der gegebenen Struktur flexibel umzugehen.

Da die Befragung am Ende ein repräsentatives Projekt des Verbandes darstellen soll, war die Akzeptanz der zu Interviewenden durch die Verbundenheit zum Verband und der somit einhergehenden intrinsischen Motivation trotz des damit verbundenen Zeitaufwandes zunächst hoch. Durch den Aspekt der Oral History und der damit einhergehenden Bedeutsamkeit der gesamten Gesprächssituation konnten andere Arten der Befragung, wie etwa ein schriftlich zu beantwortender Fragebogen oder eine telefonische Befragung ausgeschlossen werden.

Trotz des Interesses an der Neugewinnung von Informationen ist bei Experteninterviews eine tiefgreifende Auseinandersetzung des Interviewers mit dem Thema und den Gesprächspartnern notwendig, eine Begegnung »auf Augenhöhe« unabdingbar. Dieses Oral History-Projekt fand wie bereits beschrieben in Kooperation mit ICOM Deutschland statt. Somit war es zudem nötig, sich mit den Verantwortlichen bezüglich des Erkenntnisinteresses, der verfolgten Ziele, Form und Dauer im Rahmen eines ersten Treffens abzustimmen. Der nächste Schritt war das Herantreten an die zukünftigen Interviewpartner. Prof. Dr. Hinz, als Initiator des Projektes, fungierte hierbei als

21 Scheuch, Erwin K., Das Interview in der Sozialforschung, in: König, Rene (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 2: Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung, Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, 1973. S. 70 f.

22 Vgl. McGrath, Conor, Oral History and political elites: Interviewing (and transcribing) lobbyists, in: Kurkowska-Budzan, Marta; Zamorski, Krzysztof: Oral History: The Challenges of Dialogue. Amsterdam: John Benjamins Publishing, 2009. S. 50 f.

23 Vgl. Niethammer, Lutz, Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History (1985), in: Obertreis, Julia: Oral History. Basistexte. Stuttgart: Steiner, 2012. S. 38–44.

Vermittler, indem er an alle Beteiligten eine E-Mail mit Beschreibung des Projektes schrieb und mit deren Zustimmung anschließend ihre Kontaktdaten an die Interviewerin weitergab. Um eine Vertrauensbasis zu schaffen und in die Studie einzuleiten wurden daraufhin die ehemaligen ICOM-Präsidenten und die amtierende Präsidentin per E-Mail kontaktiert, die eine Vorstellung der eigenen Person sowie eine erneute Vorstellung des Projektes beinhaltete. Eine erste persönliche Kontaktaufnahme mit einem Großteil der Interviewpartner mit dem Ziel die Vertrauensbasis auszubauen, konnte bereits kurz darauf im Rahmen der ICOM-Jahrestagung im Herbst 2019 in München stattfinden.

Nachdem der Fragebogen und das weitere Vorgehen endgültig feststanden, galt es, die Gesprächspartner erneut bezüglich der Terminkoordination zu kontaktieren. Durch die Entfernung der einzelnen Wohnsitze der Probanden sowie deren meist vollen Terminplan nahm dies einige Zeit in Anspruch, zumal einige der Termine des Öfteren und höchst spontan abgesagt und verschoben wurden.

5.1.2 Datenerhebung

Die Interviews selbst fanden größtenteils im privaten Umfeld der Gesprächspartner statt, zwei am Arbeitsplatz. Um eine genaue Wiedergabe des gesprochenen Wortes zu gewährleisten, wurde im Rahmen der Befragungen mit einem Aufnahmegerät gearbeitet. Die Befragten wurden im Vorfeld der Aufnahme um deren Einverständnis gebeten, die in jedem der Fälle erteilt wurde. Bei einer geplanten Aufnahme des Gespräches war zudem bereits im Vorfeld zu beachten, die Interviews in einer störungsfreien und geräuscharmen Umgebung zu führen, was in jedem Fall größtenteils gewährleistet war.

Zusätzlich dazu wurden Notizen für spätere Nachfragen erstellt und/oder um Wichtiges gesondert festzuhalten.

Während der Befragung nach vorgegebenem Leitfaden waren die Interviewpartner sehr redefreudig und beantworteten die offen gestellten Fragen ausführlich. Auch auf Nachfragen wurde stets eingegangen, auch kleine Exkurse wurden während des Gesprächs gerne gemacht. Als interviewende Person gilt es vor allem darauf zu achten, das im Idealfall gewonnene Vertrauen der Interviewpartner nicht zu verlieren. Eine angenehme Gesprächsatmosphäre »auf Augenhöhe« erschien daher wichtig und sollte gewahrt werden.

5.2 Auswertung und Kritik

5.2.1 Transkription

Die Interviews wurden jeweils mit einem digitalen Aufnahmegerät aufgezeichnet. Um diese nun auswerten zu können, wurden sie zunächst wortwörtlich sowie mit Wiedergabe der Pausen beim Sprechen transkribiert. Dieser Vorgang nahm am meisten Zeit in Anspruch, da die Gesprächspartner durchschnittlich eineinhalb Stunden Aufnahmematerial lieferten und die genaue Wiedergabe des Gesagten inklusive des Nicht-Gesagten von großer Bedeutung im Hinblick auf die Auswertung war. Aufgrund der teils sehr schnellen Sprache war es oft nötig das Interview bei der Nachbereitung zu stoppen, zurückzuspulen und neu abzuspielen, da die Transkription ohne spezielles Software-Programm erfolgte.

Ein erstes transkribiertes, in der Sprache geglättetes und lesbar gemachtes Interview wurde an Prof. Dr. Hinz geschickt, um sich wegen der Form des Interviews abzustimmen. Für das ICOM-Oral History-Projekt wurde eine stärkere redaktionelle Überarbeitung im Sinne von Streichung der Redundanzen und einer sprachlich ausgefeilten Ausarbeitung gewünscht. Unter diesem Aspekt erfolgte eine erneute, stärkere Überarbeitung der transkribierten Interviews.

Diese transkribierten und redaktionell überarbeiteten Interviews ohne weitere sinnverändernde Streichungen oder Zusätze wurden anschließend im Vorfeld der Auswertung an die jeweiligen Gesprächspartner per E-Mail geschickt, um die Freigabe zur Veröffentlichung für das Oral History-Projekt von ICOM zu erhalten. Im Zuge dessen fanden oft starke Eingriffe unter anderem in die Narrative der Texte statt, die die Analyse nicht unerheblich beeinträchtigten. Mitunter war es nötig beziehungsweise erwünscht, die Interviews in regem Austausch mit den Gesprächspartnern mehrmals zu überarbeiten.

Der Grund dafür dürfte die anschließende namentliche Veröffentlichung der Interviews und die repräsentative Rolle der Interviewten gewesen sein. Es festigte sich der Eindruck, dass diese Interviews stilistisch den übrigen Publikationen der Interviewten gleichen sollten und diese daher im Nachhinein dementsprechend akribisch überarbeitet wurden.

Eine weitere Schwierigkeit stellte die zeitliche teils sehr starke Verzögerung der Rückmeldungen dar. E-Mails und Anrufe blieben oftmals unbeachtet und die Einholung von Antworten forderte viel Ausdauer, Hartnäckigkeit und Frustrationstoleranz.

5.2.2 Analyse der Daten

Da die Befragten die Interviews im Nachgang oft stark veränderten, genügt aus Perspektive der Interviewerin die Auswertung und Kommentierung im Sinne der Oral History nicht gänzlich.

Wichtige Aspekte wie etwa Emotionen oder spontane Reaktionen lassen sich aus den sprachlich fein geschliffenen und letztlich freigegebenen Interviews nicht mehr herauslesen. Um also Erkenntnisse aus den Aussagen der Interviewten zu gewinnen und diese im Anschluss vergleichend darzustellen, stützt sich die Auswertung der Interviews in Teilen auf die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2010). Wegen der besonderen Form und den Gegebenheiten des begleitenden Projekts von ICOM Deutschland, wird diese Art der Analyse auf den speziellen Aspekt der Oral History angepasst. Eine verstärkte Orientierung an einer hermeneutischen Vorgehensweise bleibt dennoch bestehen. Zudem wird die Kommentierung um eine detaillierte Kontextbeschreibung nach Roswitha Breckner²⁴ erweitert, um eine bestmögliche Betrachtung der Interviews in ihrer Gesamtheit, aber auch im Sinne der Oral History zu gewährleisten.

Konkret beinhalten also die Kommentierungen der Interviewerin eine deskriptive Betrachtung des Textinhaltes der Interviews und des Settings sowie die Herausarbeitung von Kernaussagen hinsichtlich der Abläufe in der Verbandsarbeit und deren Herausforderungen, die im besten Fall eine anschließende Vergleichbarkeit der Interviews gewährleisten werden. Diese Erkenntnisse sollen den Grundstein zur Beantwortung der Forschungsfrage bilden.

Das gewählte Werkzeug ist hierbei die induktive Kategorienbildung anhand einer zusammenfassenden Inhaltsanalyse nach Mayring (2010). Die Kategorien werden also anhand des vorliegenden Materials im Verlauf erschlossen, da es im Vorhinein nicht möglich ist auf wissenschaftliche Literatur zur Thematik der Verbandsgeschichte von ICOM Deutschland aus der direkten Perspektive der ehemaligen und amtierenden Präsidenten und Präsidentinnen zurückzugreifen.

Im Punkt »Vergleich und Tendenzen« erfolgt nach einer allgemeinen Betrachtung der Inhalte der Interviews und der gewonnenen Eindrücke und Erkenntnisse im Anschluss eine Einordnung der zuvor vorgenommenen Co-

24 Die Interviewsituation wird direkt nach dem Gespräch möglichst genau festgehalten. Zudem werden Angaben zum Ort und der Situation, sowie begleitenden Gefühlen und Eindrücken seitens der Interviewerin gemacht. Vgl. Breckner, Roswitha, Von den Zeitzeugen zu den Biographen. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews, in: Obertreis, Julia: Oral History. Basistexte. Stuttgart: Steiner, 2012. S. 142–143.

dierungsannäherungen nach Mayring (2010). Diese sollen in übergeordneten Kategorien gesammelt und veranschaulicht werden. Diese Annäherung an eine strukturierte Codierung und Einordnung der Daten legt letztendlich den Grundstein zu einer wissenschaftlichen Auswertung der Interviews und der Bereitstellung von Ergebnissen.

Dazu wird das Datenmaterial, also die einzelnen transkribierten Interviews, nach Themenblöcken getrennt und wichtige Aussagen in vorläufige Codes zusammengefasst, was einen ersten thematischen Zugang ermöglichen soll. Dieses »offene Codieren« stellt das »Aufbrechen« des Textes dar.²⁵ Auf einer nun abstrakteren Ebene können Gemeinsamkeiten oder Auffälligkeiten dargestellt und verglichen werden. Die Auswahlkriterien für relevante Codes im Sinne des im Anschluss selektiven Codierens waren, dass die Aussagen im Datenmaterial häufig auftreten und dass sich diese untereinander in Bezug setzen lassen können. Im Anschluss folgt, unter anderem zur besseren Organisation der Daten, eine thematische Gruppierung der identifizierten Codes.²⁶ Dadurch können die Interviews und die abstrahierten Aussagen zueinander in Beziehung gesetzt werden, was letztendlich eine Vergleichbarkeit gewährleistet.

5.2.3 (Selbst-)Reflexion

Die Kritik an der Methode der Oral History bezüglich der Objektivität durch die mögliche Beeinflussbarkeit von Form und Inhalt der Quellenproduktion, betrifft in gewisser Weise auch die Experteninterviews: auch diesen wird nachgesagt, keine valide Quelle darzustellen. Lange Zeit galt, dass deren Durchführung selten durchdacht werde und bis heute diskutieren Wissenschaftler diese Methodik konträr.²⁷ Form, Aufbau, Struktur, aber auch nicht zuletzt Aufbereitung und Analyse können innerhalb dieses Erhebungsinstrumentes erheblich variieren, was zu einer Vielzahl an nicht untereinander vergleichbaren Studien führt.²⁸

25 Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M., *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlag-Union, 1996. S. 45.

26 Codegruppen mit Beispielen in Anhang Nummer 2.

27 Meuser, Michael; Nagel, Ulrike, *ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht*. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion, in: Garz, Detlef; Kraimer, Klaus (Hg.): *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen, Opladen*: Westdeutscher Verlag, 1991. S. 441–471.

28 Bogner, Alexander; Menz, Wolfgang, *Das theoriegenerierende Experteninterview*. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion, in: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hg.), *Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder*, 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005. S. 61 ff.

Dieses Problem wurde in vorliegender Studie durch einen (offenen) Interviewleitfaden versucht zu umgehen. Durch diese Teilstrukturierung sollte der Gesprächsverlauf durch Fixierung thematischer Schwerpunkte vergleichbar gemacht werden, gleichzeitig sollte auch Spielraum für etwaige Vertiefungen einzelner Komplexe geschaffen werden. Angesichts der Methodik der »Oral History«, die vor allem davon lebt, den Interviewpartner ohne Unterbrechung erzählen zu lassen, war die Fokussierung und die stetige Rückbesinnung auf die Kernfragen ein hilfreiches Element, da die verschiedenen Interviewpartner unterschiedliche Schwerpunkte in der Erzählstruktur sowie in der Bedeutung von Erlebtem, legten.

6. Interview mit Prof. Dr. Günter Schade, Präsident ICOM DDR 1989–1990

6.1 Interviewtext

Prof. Dr. Günter Schade im Interview zu den Herausforderungen für ICOM Deutschland während seiner Amtszeit als Präsident des ostdeutschen Nationalkomitees, durchgeführt von Tanja Leiminger am 21. Januar 2020 in Berlin:

In meinem Fall kann man von Herausforderungen nicht sprechen. Die Herausforderungen betrafen vor allem die Museen in der ehemaligen DDR. Ihr Problem bestand darin, dass sie sich einer völlig veränderten, neuen gesellschaftlichen Realität gegenübersehen, die sich auch in ihrer Arbeit widerspiegeln musste. Die Historischen Museen mit ihren Ausstellungen auf der Grundlage der marxistisch-leninistischen Geschichtsauffassung mussten in kürzester Zeit neue Ausstellungskonzeptionen erarbeiten. Die Kunstmuseen mussten sich der Neuen Kunst des Westens zuwenden und die sogenannte Staatskunst aus ihren Sammlungen entfernen. Weiterhin galt es, sich mit den neuen Verwaltungsstrukturen und den vielen neuen Gesetzen vertraut zu machen.

Das Museumswesen in der DDR wurde bis dahin vom Ministerium für Kultur aus zentral angeleitet. Als Vertretung der Museen gegenüber dem Staat gab es den Rat für Museumswesen mit Fachsektionen für die naturwissenschaftlichen Museen, die Kunstmuseen, die historischen Museen, um nur die wichtigsten zu nennen. Die zentrale Unterstellung des Museumswesens der DDR wurde nach dem Beitritt der DDR zur BRD und der damit verbundenen Einführung der Länderstruktur und der Gebietsreformen beendet.

Viele DDR-Museumsdirektoren wurden in dieser Umbruchzeit aus meist politisch motivierten Gründen entlassen. Ihre Stellen wurden anschließend durch nachrückende Kolleginnen und Kollegen – meist aus der BRD und weniger aus der DDR – besetzt. Nennen möchte ich nur die Museen in Schwerin, in Halle und in Chemnitz – Karl-Marx-Stadt. Durch eine sehr erfolgreiche Arbeit der dort aus der BRD berufenen Direktorinnen begann für diese Museen durch die beachtliche Ergänzung der Sammlungssubstanz und durch eine bauliche Erweiterung der Gebäude eine Entwicklung innerhalb des ostdeutschen deutschen Museumswesen, die höchstes Lob verdient. Die Umorganisation und die Herausforderungen, die damals mit der Wende für die DDR-Museen zu bewältigen waren, nahmen insgesamt einen sehr erfolgreichen Verlauf.

Was in meiner Funktion als letzter Präsident des ICOM-Nationalkomitees der DDR auf mich und den Vorstand zugekommen war, hatte eigentlich mit der Erneuerung des Museumswesens wenig zu tun.

Die wichtigste Aufgabe zu dieser Zeit war für uns als Nationalkomitee der im Untergang begriffenen DDR aber weiterhin die Organisation und Durchführung der internationalen Restauratorenkonferenz im Dresdener Kulturpalast, dem »9th Triennial Meeting of Conservation«, das zu DDR-Zeiten von ICOM initiiert und trotz der großen Unsicherheiten infolge der Wende in der DDR erfolgreich durchgeführt werden sollte. Etwa 500 Restauratoren aus aller Welt hatten sich zu dieser vom 26. bis zum 31. August 1990 stattfindenden Konferenz angemeldet und auch daran teilgenommen. Das war die letzte Veranstaltung unter der Verantwortung des ICOM-Nationalkomitees der DDR.

Danach versuchten wir – analog zur Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten – die Vereinigung der beiden deutschen ICOM-Nationalkomitees in die Wege zu leiten, was letztlich organisatorisch nicht gelang. Nach den Gesprächen zu dieser von uns gestellten Frage auf der Duisburger Konferenz des ICOM-Nationalkomitees der BRD, die am 20./21. Oktober 1990 stattfand, wurde uns gesagt, dass die Kooptierung von zwei Funktionsträgern von ICOM DDR in das bundesdeutsche Komitee aus satzungsrechtlichen Gründen nicht möglich sei. Insofern konnte eine offizielle Vereinigung der beiden Komitees auf dieser Konferenz nicht erfolgen. Positiv anzumerken ist aber, dass man uns im Ergebnis unserer Gespräche versprach, die fälligen Mitgliedsbeiträge in westlicher Währung für die DDR-ICOM-Mitglieder zu übernehmen. Deren Beiträge konnten zu dieser Zeit bereits nicht mehr an die Pariser Zentrale geleistet werden, da das DDR-Ministerium für Kultur, welches bisher dafür aufgekomen war, ab dem 3. Oktober 1990 nicht mehr existierte. Durch die Bereitschaft zu Übernahme der Zahlungen war die ICOM-Mitgliedschaft der Kolleginnen und Kollegen aus der DDR weiterhin gewährleistet.

Die Herausforderungen, vor denen wir bezüglich der Wiedervereinigung der Berliner Staatlichen Museen standen, hatten mit ICOM Deutschland nichts weiter zu tun. Diese Arbeit erfolgte allein auf Berliner und Bundesebene. Danach ging das Nationalkomitee ICOM DDR ohne jegliche offizielle Veranstaltung oder Abschiednahme unter, weshalb auch meine Amtszeit als Präsident von ICOM DDR abrupt endete.

Tanja Leiminger: Wie haben Sie auf die damaligen Gegebenheiten und die Herausforderungen reagiert?

Auf der Jahrestagung in Duisburg wurde ich im Vorhinein gebeten, ein Referat über die Lage der Museen in der ehemaligen DDR zu halten. Ich sollte die Teilnehmer der Tagung informieren, mit welchen Schwierigkeiten es die Mu-

seen im »Beitrittsgebiet« in der Nachwendezeit zu tun hatten. Dort legte ich die Probleme dar, die sich sowohl in den historischen als auch in den kunsthistorischen Museen ergeben hatten. Im Anschluss an diesen Vortrag ergab sich eine interessante Diskussion, in der es hauptsächlich um politische Maßregelungen gegenüber Verantwortung tragender Mitarbeiter ging, die sich der DDR-Museums- und Kunstpolitik widersetzt hatten.

Im Verlauf der Wiedervereinigung der Berliner Museen Ost und West allerdings wurde mit großem Enthusiasmus beider Seiten eine gemeinsame Denkschrift erarbeitet, wie der Wiedervereinigungsprozess ablaufen soll und wie die Verteilung der Sammlung auf Ost und West aussehen könnte. Zu diesem Programm gab es jedoch – vor allem von einigen Berliner ICOM-Mitgliedern – starke Bedenken. Auf der ab 1. Juni 1990 in Lindau stattgefundenen ICOM/ICOMOS Bodenseekonferenz traten diese Kollegen, die sich gegen das Konzept der Wiedervereinigung der Berliner Museen positioniert hatten, mit mehreren Beiträgen auf. Damit konnten sie einen großen Teil der Konferenzteilnehmer für sich gewinnen. Sie verfassten eine Resolution, mit der die Stiftung Preußischer Kulturbesitz aufgefordert wurde, dieses Konzept grundlegend zu verändern. Zu dieser Veranstaltung wurden jedoch weder die Verfasser der Denkschrift noch der die Verantwortung tragende Präsident Werner Knopp eingeladen, um diese zu verteidigen. Diese Gegebenheit führte zu einem Protestbrief des Präsidenten der Stiftung preußischer Kulturbesitz, Werner Knopp, an den damaligen Präsidenten des bundesdeutschen ICOM-Nationalkomitees, Hermann Auer (1968–1992). Meines Wissens nach blieb dieser Brief jedoch unbeantwortet, woraufhin drei Berliner Generaldirektoren aus Protest ihren Austritt aus ICOM erklärten. Das waren Stephan Waetzoldt, Wolf-Dieter Dube und Günter Schade. Als Institution blieben die Staatlichen Museen jedoch weiterhin Mitglied von ICOM.

Konnten Sie vor der Wiedervereinigung Projekte während Ihrer Amtszeit von ICOM DDR umsetzen?

Meine Amtszeit als Präsident des Nationalkomitees der DDR war viel zu kurz und aufgrund der politischen Umwälzungen in der DDR viel zu turbulent, um eigene Vorstellungen oder Projekte in die Arbeit des Nationalkomitees oder in die internationale Arbeit von ICOM zu entwickeln und einzubringen, geschweige denn, solche zu realisieren. Die letzte große Aufgabe, die wir im Auftrag und für ICOM durchführen konnten, war die bereits unter meinem Vorgänger Wolfgang Herbst vom 26. bis zum 31. August 1990 geplante Restauratorenkonferenz in Dresden sowie der Versuch, die Vereinigung der beiden deutschen Nationalkomitees in die Wege zu leiten. Das Erste wurde für uns und für ICOM ein voller Erfolg, das Zweite ein vergebliches Bemühen auf-

grund der noch ungeklärten politischen Verhältnisse zur Zeit der Wende und Neuorientierung im deutsch-deutschen Verhältnis.

Damit endete die Arbeit des ICOM-Nationalkomitees der DDR; es hörte einfach auf zu existieren, ohne jegliche offizielle Dokumentation oder Auflösungsveranstaltung, aber auch ohne jeglichen Dank für die jahrzehntelang im Internationalen Museumsrat geleistete Arbeit der ICOM-Mitglieder aus dem untergegangenen Staat DDR. Durch das Entgegenkommen des Nationalkomitees der BRD, den Mitgliedsbeitrag für die jetzt im Beitrittsgebiet (ehem. DDR) lebenden ICOM-Mitglieder an die Zentrale in Paris zu entrichten, war ihre Mitgliedschaft auch weiterhin gewährleistet. Einen Zusammenschluss oder die Vereinigung der beiden deutschen Nationalkomitees bedeutete das jedoch nicht.

Wie beurteilen Sie das Verhältnis und die Zusammenarbeit mit der ICOM-Zentrale in Paris damals und in Rückschau?

Es gab während der politischen Wende in der DDR keinerlei Aversionen gegen uns. Wir wurden zu den dortigen Sitzungen satzungsgemäß eingeladen – wie alle anderen Nationalkomitees auch. Ich selbst habe im Juni 1990 in Paris an der Beratung des ICOM-Generalsekretariats teilgenommen. Alle organisatorischen und geschäftlichen Termine und Verpflichtungen wurden ansonsten vom hauptamtlichen Sekretariat des Nationalen Museumsrates der DDR durch die hauptamtliche Leiterin Ursula Anke wahrgenommen.

Außerdem gab es zu meiner Zeit ein Arbeitstreffen mit den tschechischen, ungarischen und polnischen ICOM-Nationalkomitees in Brünn. Dort haben wir über die gesellschaftlichen Umbrüche dieser Zeit in unseren Ländern und die daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen für unsere Arbeit beraten.

Sehen Sie aus heutiger Sicht Versäumnisse?

Das einzige Versäumnis, das ich sehe, ist die gescheiterte offizielle Vereinigung zwischen dem bundesdeutschen Nationalkomitee und dem Nationalkomitee der DDR. Letztlich nahm dieses Versäumnis für die ICOM-Mitglieder aus der DDR jedoch ein positives Ende, da sich das bundesdeutsche Nationalkomitee dazu bereit erklärt hatte, deren Mitgliedsbeiträge zu übernehmen, und sie somit ohne Unterbrechung in die Arbeit von ICOM eingebunden waren.

Es ist allerdings traurig, dass nie darüber gesprochen wurde, in welchem Maße die Mitglieder aus der DDR den Weltverband in den verschiedenen Fachsektionen unterstützten. Sie übernahmen mehrfach den Vorsitz von Fachsektionen, waren Mitglied in leitenden Gremien des Verbandes und organisierten und finanzierten in der DDR internationale ICOM-Kongresse mit großem Erfolg.

6.2 Kommentierung durch die Interviewerin

Das Interview fand in der Privatwohnung des zu Interviewenden in Berlin statt. Nach einem herzlichen Empfang seinerseits begaben wir uns in das Arbeitszimmer von Prof. Schade. Damit war eine störungsfreie Gesprächssituation gewährleistet. Bereits im Vorfeld des Interviews sprach Schade über sich und seine berufliche Laufbahn vor ICOM sowie sein Privatleben. Insgesamt war er dem Projekt gegenüber sehr offen und wirkte im Speziellen erfreut darüber, seine Perspektive der Wiedervereinigung der beiden ICOM-Nationalkomitees wiedergeben zu können und damit offiziell Gehör zu finden. Auch als die Aufnahme des Interviews mit dem Diktiergerät begann, wirkten die Antworten von Prof. Schade den gesamten Gesprächsverlauf über ehrlich und er zögerte nicht, alle Fragen zu beantworten. Leichte Schwierigkeiten bereitete der Fakt, dass er aufgrund seiner kurzen Amtszeit und der politischen Gegebenheiten Deutschlands zur Zeit der Wiedervereinigung viele Fragen, die dem Erkenntnisinteresse ICOM Deutschlands dienen, nicht oder nur sehr knapp beantworten konnte.

Der Vergleich mit den übrigen Interviews gestaltet sich wegen dieser besonderen Voraussetzungen und Strukturen eher schwierig und ist im Prinzip im Gesamten nicht haltbar. Umso wichtiger sind in diesem Zusammenhang die Ausführungen und persönlichen Eindrücke des Zeitgeschehens, sowie der Aspekt der Wiedervereinigung der beiden ICOM-Nationalkomitees, deren Erfolg von den betroffenen Parteien doch sehr unterschiedlich bewertet wird. Deutlich zu erkennen war, wie emotional aufgeladen das Thema selbst Jahrzehnte danach noch ist. Auch wenn Günter Schade zum Ende des Interviews versöhnliche Töne anschlug, kam in seinen Ausführungen der Unmut und die Enttäuschung über die Vorgehensweise des Westdeutschen Nationalkomitees deutlich zum Ausdruck. In der hier gedruckten, überarbeiteten Verschriftlichung wurden zu diesem Thema teils kritischere Aussagen durch knappe, nüchterne Anmerkungen ersetzt.²⁹

²⁹ Siehe S. 38, Günter Schade spricht über Projekte während seiner Amtszeit bei ICOM DDR und führt die gescheiterte Wiedervereinigung an.

7. Interview mit Dr. Hans-Albert Treff, ICOM Deutschland-Präsident 1993–1998

7.1 Interviewtext

Dr. Albert Treff im Interview zu den Herausforderungen für ICOM Deutschland während seiner Amtszeit als Präsident (1993–1998), durchgeführt von Tanja Leiminger am 10. Februar 2020 in München:

Meine Amtszeit als Präsident von ICOM Deutschland begann im Jahr 1993 und endete nach zwei Amtsperioden 1998 mit der Wahl meines Nachfolgers Prof. Dr. Hans-Martin Hinz.

Die Wiedervereinigung Deutschlands sowie die der beiden deutschen ICOM-Komitees lag gerade hinter uns. Spezielle allgemeine Herausforderungen waren damit jedoch nicht verbunden.

Damals schon bekannt, jedoch in der Museumswelt wenig thematisiert, war die Überprüfung von Restitutionsansprüchen.

Deutschland trat dem 1970 gefassten UNESCO-Beschluss über »Convention on the Means of Prohibiting and Prevention the Illicit Import, Export and Transfer of Ownership of Cultural Property« erst im Jahr 2007 bei, sodass auch die mediale Aufmerksamkeit gegenüber diesem Thema zu dieser Zeit nicht groß war. Auf ICOM-Ebene fand die Diskussion aber statt, weshalb ich in meiner Rolle als ICOM-Präsident an einen Ausschuss im Bundestag schrieb, dass es empörend sei, sich dieser Resolution bisher noch nicht angeschlossen zu haben.

Ansonsten stand jedes Museum vor eigenen Problemen, denn trotz deren Boom in Deutschland litten auch zu meiner Amtszeit schon viele Häuser an finanziellen und personellen Engpässen.

Bei ICOM Deutschland waren wir zu meiner Amtszeit hauptsächlich mit organisatorischen Dingen, wie der Bereitstellung von Büroräumen und der Organisation des Komitees beschäftigt.

Ausgangspunkt dieser Umstrukturierungen waren handgeschriebene Karteikarten, die wir in Computersysteme einpflegten. Die Jahresberichte entwickelten wir von einem Brief am Ende des Jahres zu regelmäßig erscheinenden Mitteilungen weiter. Eine bessere Kommunikation mit den Mitgliedern wurde durch uns angeregt und mit den Jahren stetig verbessert, wodurch ste-

tiges Mitgliederwachstum und mehr Zusammenarbeit unter den Kolleginnen und Kollegen entstand.

Trotzdem bestand immer die Gefahr sinkender finanzieller Zuwendungen.

Obwohl das Bundesverwaltungsamt stets gut gewillt war, stellten sich einige Vorgänge als mühsam dar. Selbst die Finanzierung einer 450 Mark-Bürohilfskraft war damals noch mit viel Aufwand verbunden.

Am Ende meiner Amtszeit wurden alle Aktionen mit anschließendem Bericht geprüft, sodass Prof. Hinz nach mir eine unbeanstandete, tadellose Buchhaltung übernehmen konnte.

Tanja Leiminger: Wie denken Sie, dass ICOM heute mit den Herausforderungen umgehen sollte?

Nicht viel anders, als der Vorstand es macht. Man kann die heutige Zeit mit der damaligen nicht mehr vergleichen.

Heutzutage ist die gesellschaftliche Diskussion viel komplizierter, zum Teil fast unverständlich, wie der Streit um die Museumsdefinition auf der ICOM-Jahrestagung 2019 in München. Früher war Pragmatismus gefragt, während heute zu meinem Unmut theoretische Diskussionen überwiegen.

Ich muss aber ehrlich bekennen, dass ich mich zu Beginn meiner Pension bei ICOM zurückgezogen habe und ich nicht mehr über diese Themen informiert bin.

Was konnten Sie konkret während Ihrer Amtszeit bei ICOM umsetzen?

Zur Erleichterung der internen Arbeit im Vorstand bauten wir eine mit Computerwesen funktionierende Infrastruktur auf. Für unsere Mitglieder führten wir die dreijährliche Bodenseetagung in Lindau, die unter Prof. Auer ihre Anfänge fand, fort. Organisatorisch stellten diese beiden Punkte die Hauptaufgabe der deutschen ICOM-Zentrale dar.

Inhaltlich lag die Hauptlast auf den internationalen Komitees, die unabhängig von der Vorstandschaft Programme erstellten. Wir bemühten uns, deren Arbeit stets mit unseren sehr begrenzten finanziellen Mitteln zu unterstützen.

Schon unter meinem Vorgänger Prof. Auer bahnte sich eine Kooperation mit anderen ICOM-Komitees an, da zu dessen Amtszeit die Inaktivität des deutschen Nationalkomitees von der ICOM-Zentrale in Paris kritisiert wurde. Im Jahr 1993 ergriffen wir schließlich im Vorstand die Initiative und bemühten uns, zusammen mit ICOM Österreich das skandinavische Beispiel der Nordeuropäischen Vereinigung auf das zentrale Europa zu übertragen, weshalb wir eine Kooperation mit östlich benachbarten Ländern anstrebten. Aufgrund meiner guten Beziehungen zu dem damaligen Präsidenten des Schwei-

zer Nationalkomitees erfragte ich auch dort eine Zusammenarbeit, die dieser vermutlich aufgrund fehlender Bezüge zu den betreffenden Ländern ablehnte.

So fand die Kooperation schließlich zwischen ICOM Deutschland, Österreich und den Ländern, die sich aus westlicher Sicht hinter dem eisernen Vorhang befanden, also Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn, Slowenien und Kroatien, statt. Diese Vereinigung stellte den Beginn von CEICOM, Central European ICOM, dar.

In diesem Rahmen konnten wir allerdings nur marginale Sachen realisieren, wie etwa die Übernahme der Reisekosten einer leider nur geringen Zahl osteuropäischer Mitglieder zu deutschen ICOM Tagungen. Geplante Partnerschaftsmuseen innerhalb von CEICOM konnten wir aufgrund mangelnden Interesses der Beteiligten nicht umsetzen. Letztlich führten unsere Bestrebungen also zu keiner nennenswerten Weiterentwicklung.

Prof. Dr. Hans-Martin Hinz führte CEICOM in diesem Stil weiter und verzeichnete durch seine internationale Vernetzung einerseits und einer gefestigteren ICOM-Basis andererseits größere Erfolge. So bemühten sich schließlich weitere ICOM-Komitees, nämlich die aus Russland und Rumänien, um einen Beitritt. Als sich die wirtschaftlichen Bedingungen im europäischen Osten an die unseren annäherten, wurde diese Kooperation beendet.

Eine wesentlich sinnvollere Maßnahme war meines Erachtens die Finanzierung einer Zeitschriftenausgabe zusammen mit dem slowakischen ICOM-Nationalkomitee. Da die Mittel für den Druck das Bundesinnenministerium stellte, kamen wegen der geplanten Durchführung im Ausland vielfach Widerstände auf. Diese zu entkräften, stellte für uns im Vorstand einen unglaublichen Arbeitsaufwand dar. Schließlich konnten wir die Instanzen des Bundes durchlaufen und Autorenverträge vergeben, woraufhin die Zeitschrift in Bratislava mit deutsch-englischen Artikeln gedruckt und dort erfolgreich veröffentlicht wurde.

Solch eine Publikation ist trotz kleiner Auflage für eine breite Masse einsehbar und daher ergiebiger als vorherige Projekte, mit denen wir nur wenige Menschen erreichen konnten.

Eine Neuerung im Verband war, dass Reisekosten eines Mitgliedes aus den Fachkomitees zu internationalen Tagungen nur dann bezuschusst werden, wenn im Anschluss dessen ein Bericht verfasst wurde. Ein Verfahren, das ICOM Deutschland bis heute weiterführt.

Zudem gestalteten wir unsere Mitteilungen fortschrittlicher, obgleich die einfachen Blätter von damals kein Vergleich zu den heutigen Ausgaben sind. Im Endeffekt stellten wir natürlich nur einen kleinen Schritt in der Entwicklung des Verbandes dar, aber das ist Evolution und Optimierung.

Wieso sahen Sie durch CEICOM keine nennenswerte Weiterentwicklung?

Der Hauptgrund waren begrenzte Mittel, weshalb ICOM Deutschland die Reisekosten von nur etwa acht Personen pro Jahr übernehmen konnte. Damit erzielt man wenige Ergebnisse. Die strenge Limitierung der Einladungen hatte auch zur Folge, dass beispielsweise der Präsident eines anderen Nationalkomitees unser Förderprogramm wiederholt ausschließlich für sich selbst nutzte.

Meiner Einschätzung nach entstanden Kooperationen eher auf individueller Ebene in den Fachkomitees. Ein mir überaus wichtiger Aspekt dieses Verbandes ist genau dieser Austausch unter Museumskolleginnen und -kollegen, der im beruflichen Alltag eine Erleichterung darstellen kann.

ICOM stellt ein Forum zur Kommunikation bereit, das durch neue Entwicklungen, wie etwa der auf der Jahrestagung in München von ICOM Netherlands vorgestellten Community, noch weiter ausgearbeitet wurde.

Sie sprachen die Kritik seitens der ICOM-Zentrale in Paris an, wie gestaltete sich die Zusammenarbeit im Allgemeinen?

Das Sekretariat war der Meinung, dass Deutschland als größtes Nationalkomitee aktiver sein sollte. Vorwürfe sind jedoch schnell ausgesprochen und entscheidend ist letztlich, was zwischen den Mitgliedern passiert und wie diese von unserem Verband profitieren können. Die Aktivitäten, die wir mit den Osteuropäischen Ländern anstrebten, begrüßte die Zentrale in Paris sehr und sprach Lob aus.

Die Zusammenarbeit im Allgemeinen war also damals und auch in heutiger Rückschau stets zufriedenstellend.

Wenn Sie auf Ihre Amtszeit zurückblicken, was gelang Ihnen Ihrer Meinung nach besonders gut?

Mit Stolz erfüllt mich die Wahl meines Nachfolgers, Prof. Dr. Hans-Martin Hinz, sowie die Berufung Dr. York Langensteins in den ICOM-Vorstand. Dies hatte zur Folge, dass Dr. Langenstein nach Prof. Hinz die ICOM-Präsidentschaft antrat.

Speziell Prof. Hinz brachte die Entwicklung von ICOM Deutschland weit voran und leistete durch seine exzellente Vernetzung wichtige Arbeit. Als Funktionär ist er damit bestens geeignet und konnte folglich auch mit internationalen Kooperationen wie CEICOM weitaus bessere Ergebnisse erzielen. Zudem ist er ein Organisationstalent und durchdenkt theoretische Angelegenheiten sehr konzentriert, um auch museologische Ziele zu verwirklichen.

Wie würden Sie die Ziele Ihrer Arbeit beschreiben?

Prof. Auer schlug mich aufgrund unserer engen Zusammenarbeit während seiner letzten Amtsjahre für das Amt des Präsidenten von ICOM Deutschland vor. Mein Ziel war es, die von ihm geschaffene positive Grundstimmung in der Zusammenarbeit bei ICOM Deutschland beizubehalten. Ausufernde Diskussionen, wie sie zum Teil heute geführt werden, gab es zu dieser Zeit weder auf Mitglieder- noch auf Vorstandsebene.

Ich nahm mir vor, meine Amtszeit auf die gleiche lockere Art und Weise zu gestalten, wegen der sich Prof. Auer großer Beliebtheit erfreute. Zu Anfang der ersten Mitgliederversammlung unter meiner Leitung 1995 in Erfurt beispielsweise las ich die wunderbare Geschichte eines tschechischen Poeten vor, die dieser zu einem der Exponate meiner Ausstellung »Bärenstark. Natur- und Kulturgeschichte der Bären« verfasste.

So versetzte ich die ICOM-Mitglieder in gute Laune, was auch Streitereien untereinander verhinderte.

Gibt es auch etwas, das Sie in Ihrer Rolle als Präsident von ICOM Deutschland eher hätten angehen sollen?

Ich kann guten Gewissens auf meine Amtszeit zurückblicken, da ich stets im Rahmen meiner Möglichkeiten handelte, der letztlich jedoch festgelegt war. Einmal in drei Jahren fand die Bodenseekonferenz in Lindau statt, deren Vorbereitung und Kommunikation mit ICOM Österreich und Schweiz unglaublich zeit- und arbeitsintensiv waren. Ich legte stets Wert auf Lindau als Tagungsort und dem deutschen Nationalkomitee als Veranstalter. Eine Tradition, mit der zu meinem Bedauern nach meiner Amtszeit gebrochen wurde. Der Tagungsort und das austragende ICOM-Komitee wechselt nun im Dreijahrestakt zwischen ICOM Deutschland, Österreich und Schweiz.

Die wichtigste Aufgabe von ICOM ist ohnehin das Zusammenbringen der Museumskolleginnen und -kollegen. Ich selbst konnte als Mitglied wichtige nationale und internationale Kontakte knüpfen, die meine Arbeit im Museum erleichterten. Ohne das Forum zur Kommunikation, das ICOM bietet, kommen solche Beziehungen, die aus meiner Sicht der größte Gewinn sind, gar nicht erst zustande.

7.2 Kommentierung durch die Interviewerin

Das Interview fand in der Privatwohnung von Dr. Hans-Albert Treff in München statt. Um eine ungestörte Gesprächssituation zu gewährleisten, bereitete dieser sein Wohnzimmer dementsprechend vor. Die Begrüßung war offen und freundlich, dennoch machte er bereits zu Beginn deutlich, dass er seit seiner Pensionierung die aktuellen Diskussionen die ICOM und das Museumsgeschehen betreffen nicht mehr aktiv verfolgt und diese der jüngeren Generation überlassen möchte. Diese Aussage bekräftigte er auch im Laufe des Interviews des Öfteren mit kurzen, nicht abgedruckten Kommentaren. Die Beantwortung der Fragen nahm einige Zeit in Anspruch und die Erzählstruktur war geprägt von späteren Ergänzungen und Einwüfen, die in der Überarbeitung des Interviews an der dementsprechenden Stelle ergänzt wurden, was aber keinesfalls negativ zu werten ist. An diesen spontanen Antworten wurden auch im Nachhinein keine sinnverändernden Eingriffe vorgenommen und nichts hinzugefügt, was sich nicht aus dem Gespräch ergab. Das vorliegende Interview wurde lediglich redaktionell bearbeitet und in die von ICOM Deutschland e.V. gewünschte Form gebracht. Gleichzeitig vermittelte Treff nicht den Eindruck, nicht unterstützen zu wollen, suchte bereitwillig Dokumente zur Veranschaulichung seiner Aussagen zusammen und lieferte im Gespräch nicht eindeutig geklärte Sachverhalte nach. Zögern und langes Überlegen bereitete vor allem die Einstiegsfrage nach Herausforderungen für die Museen im In- und Ausland sowie gesellschaftspolitische Aspekte, die ihm in seiner Amtszeit als Präsident von ICOM begegneten. Er legte dar, dass es zu dieser Zeit außer den allgemeinen Schwierigkeiten, die jedes Museum hinsichtlich Personal und Finanzierung hatte, keine nennenswerten gemeinsamen Probleme gab. Vielmehr kam dadurch und auch im weiteren Verlauf des Interviews der Eindruck zustande, dass unter Dr. Treff elementare Grundsteine für die interne Weiterentwicklung des Verbandes, wie etwa die Vorarbeit an der Bereitstellung der Büroräume, gelegt wurden. Besonders betonte er die geringeren finanziellen Zuwendungen und Handlungsspielräume, die ihm zur Verfügung standen. Durch seine Ausführungen vermittelte er den Eindruck, als sei er eine Person, die den Pragmatismus höher schätzt als theoretische Diskussionen um den Verband. Dass er zudem die notwendigen Aufgaben nach bestem Wissen und Gewissen und natürlich auch erfolgreich erledigte, die Präsidentschaft bei ICOM aber doch nur als Ehrenamt sah und sich aufgrund dessen darüber hinaus nicht aus Eigeninitiative um mehr Darstellung des Verbandes bemühte. Vielmehr war ihm an der Wahrung einer positiven Grundstimmung gelegen, die das Netzwerken unter den Mitgliedern unterstützen sollte. Sehr bescheiden, fast etwas zu Unrecht machte er zudem

immer wieder deutlich, dass ihn die Wahl seiner Nachfolger am meisten mit Stolz erfülle. Das Interview verlief insgesamt sehr positiv. Die Gesprächssituation war wegen der Spontaneität der Antworten stets locker. Obwohl der Einstieg, wie bereits erwähnt, etwas holprig war, gelang nach ein paar Rückfragen ein aufrichtiges, fließendes Gespräch. Auch die Zusammenarbeit im Nachgang war unkompliziert und ging zügig vonstatten.

8. Interview mit Prof. Dr. Hans-Martin Hinz, ICOM Deutschland-Präsident 1999–2004

8.1 Interviewtext

Prof. Dr. Hans-Martin Hinz im Interview zu den Herausforderungen für ICOM Deutschland während seiner Amtszeit als Präsident (1999–2004), durchgeführt von Tanja Leiminger am 22. Januar 2020 in Berlin:

Meine Amtszeit als Präsident von ICOM Deutschland begann 1999. Ich hatte zwei Amtszeiten nacheinander, von 1999 bis 2001 und anschließend nach der Wiederwahl bis 2004. Wenn wir uns zurückerinnern, war das um die Jahrhundertwende die Zeit, in der Deutschland gerade ein Jahrzehnt wiedervereinigt war und sich die Welt immer stärker internationalisierte, europäisierte. Mit der Wiedervereinigung Deutschlands und der Wiedervereinigung Europas hatten sich ganz neue Perspektiven ergeben, sowohl für die Menschen in den Ländern generell, die sich viel stärker mit den offenen Grenzen, mit den neuen sozialen Fragen und mit der Europäisierung auseinandersetzen mussten, als auch für die Museen, die auf den Wandel zu reagieren hatten. Wenn man die Menschen mitnehmen wollte, mussten ihnen Angebote unterbreitet werden, die Internationalisierung des Alltagslebens und die neuen Herausforderungen der Gegenwart als positive Zukunftsaufgaben bewältigen zu können. Denn bei aller Zustimmung zu neuen Entwicklungen bleibt auch immer eine gewisse Skepsis und Zurückhaltung, weil offen bleibt, ob die jeweils neue Entwicklung von Vorteil für den Einzelnen sein würde, oder ob sie eher Nachteile bringt. Kultureinrichtungen – insbesondere Museen – haben den Auftrag, auf gesellschaftliche Veränderungen und ihre Entwicklung zu reagieren und sie zu begleiten. Beispiele in den 90er Jahren waren die vielen deutsch-deutschen Ausstellungsprojekte zur Nachkriegsgeschichte. So konnten sich die Westdeutschen besser darüber informieren, was in Ostdeutschland jahrzehntelang geschah und andersherum ebenso, wobei die Ostdeutschen in der Regel besser vorinformiert waren. Der wichtigste politische Prozess zu meiner Amtszeit war jedoch der europäische Erweiterungsprozess, in dem die Europäische Union um zehn neue Mitgliedsstaaten vor allem aus Osteuropa vergrößert wurde, also vorwiegend um Staaten, die sich aus Westperspektive früher hinter dem Eisernen Vorhang befanden. Die erheblichen gesellschaftlichen Veränderungen veranlassten viele Museen, mit inhaltlicher

Arbeit auf diesen Wandel zu reagieren. Wie würden museale Angebote aussehen, die Geschichte auf Augenhöhe, informativ, multiperspektivisch und gleichberechtigt repräsentieren? Auch die Museumsverbände, insbesondere ICOM, reagierten mit stärkerer europäischer und internationaler Ausrichtung. Für ICOM Deutschland kann ich das gut belegen. Wir verabschiedeten uns von traditioneller Verbandsarbeit und richteten ICOM Deutschland neu aus. Dem Vorstand war es wichtig, dass wir uns stärker auf europäische und internationale Themen fokussierten und uns bemühten, dies nicht ausschließlich im deutschen Diskurs zu tun. Vielmehr sollte für die künftige Programmarbeit die Zusammenarbeit mit anderen nationalen ICOM-Komitees angestrebt werden. Dazu boten sich die Jahrestagungen des Verbandes an, die von nun an regelmäßig in anderen Ländern und in Kooperation mit anderen ICOM-Nationalkomitees durchgeführt werden sollten. Das war ein völlig neuer Ansatz und der Vorstand war sich anfänglich nicht sicher, ob dieser bei den Mitgliedern auf Zustimmung stoßen würde. Bis dahin waren die ICOM-Jahrestagungen an die Jahrestagungen des Deutschen Museumsbundes angekoppelt. Für einen halben Tag oder einen Abend versammelten sich die ICOM-Mitglieder gesondert, um dabei über ICOM-Aktivitäten zu sprechen. Wir, der neu gewählte Vorstand, waren uns sicher, dass wir mehr für die Museumskolleginnen und -kollegen im Lande zu bieten hatten. Da der Deutsche Museumsbund damals im Wesentlichen nationale Verbandsarbeit betrieb, würde eine verstärkte internationale Ausrichtung von ICOM neue und zusätzliche Möglichkeiten und Angebote für Museen und ihr Personal bieten. Deshalb separierten wir uns von den Jahrestagungen des Deutschen Museumsbundes und organisierten ein eigenes Veranstaltungsprogramm, mit nun internationalen Partnern.

Bis zu diesem Zeitpunkt gab es bereits zwei internationale Kooperationsprogramme von ICOM Deutschland. Das waren zum einen die sogenannten Bodenseetagungen der deutschsprachigen ICOM-Komitees in Lindau, wo man sich seit den frühen 70er Jahren alle zwei, dann alle drei Jahre mit ICOM Österreich und ICOM Schweiz traf und gemeinsame Themen bearbeitete. Dieses Format sollte beibehalten, aber thematisch stärker international ausgerichtet werden (2000, 2003).

Zum anderen gab es ab 1993 eine internationale Arbeitsgruppe, die mein Vorgänger Herr Dr. Hans-Albert Treff dankenswerterweise mit eingerichtet und geprägt hatte, welche den Namen Central European ICOM (CEICOM) trug. Das waren die ICOM-Nationalkomitees aus den Ländern, die entlang des ehemaligen Eisernen Vorhanges in der Mitte Europas lagen. Also Deutschland und Österreich auf der Westseite und auf der einstigen Ostseite waren es Polen, Tschechien, die Slowakei, Ungarn, Kroatien und Slowenien, somit die Region zwischen Ostsee und der Adria. Ab 1993 haben sich die

ICOM-Vertreter dieser acht Staaten jeweils zweimal im Jahr in einem der Mitgliedsländer getroffen, um sich auszutauschen. Nach der Öffnung der europäischen Grenzen 1989 wussten wir in Ost und West wenig voneinander. Informationsaustausch und praktische Hilfen standen im Mittelpunkt der Begegnungen. Nach etwa zehn Jahren hatte sich der ursprüngliche Anlass der gemeinsamen Arbeit weitgehend erledigt, sodass man diesen Rahmen gestrost aufgeben konnte.

Zum Kern der Neuausrichtung wurden die ICOM Deutschland Jahrestagungen. Bereits 1999 veranstalteten wir die erste Cross-Border-Jahrestagung zum Thema ›Internationale Kultur- und Museumspolitik‹. Wir wollten dabei mit den Themen internationale Kulturpolitik und internationale Verbandsarbeit den Markenkern von ICOM erfassen und entschieden uns für Paris als Tagungsort. Zusammen mit ICOM Frankreich bereiteten wir dafür das erste externe Jahrestreffen vor. Eine zentrale kulturpolitische Frage der Tagung war, wie die UNESCO, die Weltkulturorganisation der UNO, die in Paris ansässig ist, die Museen der Welt unterstützt und was sie von ihnen erwartet. Wir waren daher bei der Museumsabteilung der UNESCO zu Gast, hörten den deutschen UNESCO-Botschafter als Referenten und erhielten so einen Eindruck, welche globalen Ansätze die UNESCO und die Mitgliedsstaaten verfolgen.

Darüber hinaus bot Paris Gelegenheit, die ICOM-Zentrale, den Präsidenten, den Generalsekretär und das Sekretariat kennenzulernen. Die Gastgeber waren hocheifrig, ihre Mitglieder von Angesicht zu Angesicht zu treffen. Neben den administrativen Themen der Verbandsarbeit ging es auch um Kulturgutschutz und internationale Kooperationen. Von ICOM Frankreich wurden mit viel Aufwand gemeinsame Besuche in Ausbildungseinrichtungen, Kulturinstitutionen und Museen organisiert.

In der Planungsphase der Tagung waren wir nicht sicher, ob und wie diese Tagungskonzeption von den deutschen Mitgliedern angenommen werden würde. Als aber letztlich 95 Mitglieder aus Deutschland teilnahmen, waren wir vom Erfolg des konzeptionellen Neuansatzes überzeugt.

Ein Jahr später, im Jahr 2000, stand die nächste internationale Bodenseekonferenz in Lindau an. Aus Anlass der Jahrhundertwende wollten wir Museen global betrachten und gaben der Tagung das Thema ›Das Museum als Global Village‹. ICOM-Mitglieder aus Deutschland, der Schweiz und Österreich diskutierten, welche Beiträge Museen leisten können, um in Zeiten rapider Globalisierung das interkulturelle Verständnis zu stärken. Gegenwärtig, zwei Jahrzehnte danach, wird das globale Nord-Süd-Thema wieder intensiv diskutiert. ICOM hatte mit seiner Bodenseetagung bereits im Jahre 2000 dazu ähnliche Beiträge geliefert, etwa die Hinterfragung wie und durch wen andere Kulturen in Ausstellungen dargestellt werden. Die Referentinnen

und Referenten der Tagung haben dieses Thema vielfältig präsentiert, was anschließend in einer Tagungspublikation festgehalten wurde.

Im Jahr 2000 reformierten wir auch die Bodenseetagungen in ihrer Struktur. Der Vorstand und ich waren zu der Überzeugung gelangt, die unterschiedlichen Vorstellungen und Perspektiven der drei Nationalkomitees stärken zu wollen. Künftig sollten Themensetzungen und Veranstaltungsorte abwechselnd durch eines der drei Komitees bestimmt werden. ICOM Österreich würde die nächste Tagung 2003 in Bregenz organisieren, ICOM Schweiz 2006 in Schaffhausen und 2009 würde ICOM Deutschland die Tagung wieder in Lindau durchführen. Diese Entscheidung war durchaus kontrovers diskutiert worden, da manche Mitglieder Lindau als Tagungsort imageprägend fanden.

2001 stand die Jahrestagung in Brüssel, in Kooperation mit ICOM Belgien an. Dem Ansatz folgend, ein internationales kulturpolitisches Thema bieten zu wollen, stellten wir uns die Frage, nach der europäischen Kultur- und Museumspolitik und inwieweit das Thema für Museumsverbände und für Museen von Interesse sein würde. Die Europäische Union verfügt über enorme Förderprogramme für internationale Kooperationen, über deren kulturpolitische Begründung wir mehr erfahren wollten. Die Kultur- und Museumspolitik des eigenen Landes war manchem vertraut. Uns schien es ausgesprochen wichtig zu erfahren, wie die Europäer in Brüssel kulturpolitisch denken. Daraus wäre gegebenenfalls Nutzen zu ziehen, wenn man als Museum EU-Mittel für internationale Kooperationen beantragt. Wir sprachen mit Vertretern der Europäischen Kommission, also der Exekutive und ebenso mit Vertretern des Europäischen Parlaments. Den deutschen EU-Botschafter luden wir als Referenten ein, ebenso Repräsentanten der Bundesländer, die in Brüssel ihre eigenen Vertretungen haben. Das Thema war für unsere Kolleginnen und Kollegen offenbar wichtig und spannend, sodass circa 140 deutsche ICOM-Mitglieder nach Brüssel kamen. Viele der Teilnehmenden waren überrascht, dass unabhängig von Partei- und Länderzugehörigkeiten eine eigenständige europäische kulturpolitische Sicht präsentiert wurde, oft abweichend von bekannten nationalen Sichtweisen. Das Programm wurde von ICOM Belgien in hervorragender Weise mitorganisiert, sodass es verschiedene gemeinsame Veranstaltungen gab, die uns die besondere Lage belgischer Museen nahe brachten. Wie bei allen Jahrestagungen unseres Mandates waren auch die Vertreter von Central European ICOM (CEICOM) eingeladen, am Austausch rege teilzunehmen.

Ein Jahr später, 2002, stand eine Kooperation mit ICOM Polen an. Museumsarbeit nach dem Ende des Kommunismus sollte für viele eine erste Bestandsaufnahme nach einem guten Jahrzehnt des politischen Umbruchs sein. Es war vor allem auch für unsere ostdeutschen Mitglieder interessant zu sehen und zu vergleichen, was sich im Nachbarland Polen an strukturellen

Veränderungen ergeben hatte. Dort wurde im Museumsbereich nach 1989 sehr vieles neu strukturiert, mehr als auf der deutschen Seite. Dazu zählte unter anderem die Zuständigkeitszuordnung, etwa hin zu den Woiwodschaften. Zum einen wurde dadurch die regionale Ebene gestärkt, was allerdings wegen der neuen Budgetzuordnungen mit riesigen Herausforderungen für die Museen verbunden war. Für die westdeutschen ICOM-Mitglieder war die Jahrestagung in Polen wiederum deshalb wichtig, weil viele von ihnen zuvor nie dort gewesen waren und durchaus mit Klischeevorstellungen nach Warschau kamen. Mir war aufgefallen, dass sich eine Reihe deutscher Mitglieder dahingehend positiv äußerten: »Also mein Polenbild hat sich komplett verändert nach dieser einen Woche in Warschau.« Das lag sicherlich auch an der wunderbaren Gastgeberrolle von ICOM Polen. Zum Beispiel wurden wir zur Eröffnung der gemeinsamen Tagung in das Warschauer Schloss eingeladen, das einst von den Deutschen im Krieg gesprengt und in den 70er Jahren als Zeichen nationaler Identität wiederaufgebaut wurde. Die Eröffnung an diesem ganz besonderen Ort anzusetzen, empfanden wir als eine große Geste. Dazu zählte auch die Einladung des polnischen Kulturministers, beide Vorstände zum Gespräch ins Ministerium zu bitten. Ich erinnere mich, dass spätere deutsch-polnische Kontakte und Kooperationen auf dieser Tagung in Warschau ihren Anfang nahmen.

Neuland haben wir mit der folgenden Jahrestagung 2003 betreten. Erstmals führten wir sie außerhalb Europas, und zwar in Washington D.C., in Zusammenarbeit mit ICOM USA durch. In den USA war uns ein sehr praktisches Thema wichtig. In den Jahren nach der deutschen Wiedervereinigung musste überall gespart werden. Geringe Steuereinnahmen und immense Ausgaben führten dazu, dass jedes Museum erleben musste, wie zum Beispiel der Stellenplan jahrelang kontinuierlich reduziert wurde. Manche Museen mussten geschlossen werden, weil es an ausreichender finanzieller Unterstützung mangelte. Uns schien 2003 interessant, zu erfahren, wie Museen, die grundsätzlich nicht von vergleichbar hohen staatlichen Zuwendungen existieren, dennoch überaus erfolgreich sind. In den USA gibt es zwar auch staatliche Zuschüsse für Museen, aber diese liegen in der Regel bei 30 % bis 50 %. Das heißt, amerikanische Museen müssen sehr viel mehr tun, um Gelder durch Drittmittel-Akquise einzuwerben. Gleichzeitig müssen sie höhere Besucherzahlen erzielen, um die Einnahmen aus Eintrittsgeldern, Verkäufen in Museumsshops und Umsätzen in Museumsrestaurants zu erwirtschaften. Unser Tagungsthema lautete daher ›Visitors First‹, also die Schwerpunktsetzung der Museumsarbeit auf die Zielgruppen. Wie gelingt es amerikanischen Museen, hohe Besucherzahlen zu erzielen? Wenn Museen in der Hauptstadt Berlin zum Beispiel eine Million Besuchende zählen, liegen die Vergleichs-

zahlen für Museen in Washington D.C. bei drei bis fünf Millionen, also um ein Mehrfaches höher. Wir wollten herausfinden, was die amerikanischen Einrichtungen tun, um ihre Ziele zu erreichen. Die entsprechenden Vorträge im Deutschen Historischen Institut in Washington und in den großen Museen Washingtons waren ausgesprochen aufschlussreich. Dortige Strategien waren damals für viele Deutsche noch Neuland. Zum Beispiel wurden Führungen im Holocaust Museum für Jugendliche ausschließlich von Jugendlichen durchgeführt, die die gleiche Jugendsprache sprechen und die die Besuchergruppen zuvor in deren Schulen aufgesucht hatten. Ein anderes Beispiel unter vielen waren neue Ansätze in der Kunstvermittlung für Jugendliche aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus. Die deutsche Botschaft in Washington lud alle 100 deutschen Teilnehmenden zum Empfang, der einen würdigen Rahmen für das Zusammentreffen mit dem Vorstand von ICOM USA und von AAM, dem Amerikanischen Museumsbund, bot.

Im Jahr 2004, am Ende meiner zweiten Amtszeit, führten wir die Jahrestagung nicht in einem anderen Land durch, sondern in Berlin, und zwar im Auswärtigen Amt. Als internationales Thema hatten wir uns die auswärtige deutsche Kulturpolitik vorgenommen. Für viele unserer Mitglieder war dies von großem Interesse, da ihre Museen von diesem Wissen profitieren konnten.

Rückblickend kann man durchaus zufrieden feststellen, die internationale Ausrichtung der Verbandsarbeit hatte Wirkung gezeigt. Neben der inhaltlichen Neuausrichtung gewannen wir in diesen sechs Jahren ab 1999 über 1.000 neue Mitglieder. ICOM Deutschland wurde so zum mitgliederstärksten Nationalkomitee. Auch finanziell hat sich ICOM Deutschland in diesen Amtsjahren stabilisiert. Beim Zuwendungsgeber, damals das Bundesinnenministerium, heute die Beauftragte für Kultur und Medien, wurde erreicht, dass die relativ geringen und im Detail zweckgebundenen Zuwendungen deutlich aufgebessert wurden. Das Ministerium hatte erfreulicherweise großes Interesse daran, dass ICOM Deutschland ein stärkeres Gewicht in der Welt der Museen bekommen sollte, sodass die Zuwendungen auch permanent aufgestockt wurden. Damit und infolge der gestiegenen Einnahmen durch Neueintritte, waren wir in der Lage, unsere ambitionierten internationalen Veranstaltungen zu organisieren. Die Mitgliederversammlung von ICOM Deutschland hatte außerdem zweimal zugestimmt, den Jahresbeitrag etwas zu erhöhen, sodass wir das Sekretariat von ICOM Deutschland besser ausstatten konnten. Am Anfang reichten die Einnahmen zur Finanzierung einer Geschäftsführung, vorerst für zwei Tage pro Woche. Im Laufe der Zeit aber, aufgrund der höheren Beitragszahlen und durch die Zuwendungen aus Bonn, konnten wir recht bald zwei Personen in der Geschäftsstelle anstellen. Die Sicherstellung von Büroräumen

für das Sekretariat hatte dankenswerterweise schon mein Vorgänger im Amt, Herr Dr. Hans-Albert Treff, eingeleitet. Im Jahr 2000 konnten wir, zusammen mit dem Deutschen Museumsbund Büros in Berlin-Dahlem, am Sitz des Instituts für Museumsforschung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, beziehen. Das war die erforderliche strukturelle Unterfütterung der inhaltlichen Arbeit der beiden Amtszeiten des ICOM Vorstandes von 1999 bis 2004.

Tanja Leiminger: Sie erwähnten, die zunehmende Internationalisierung und dass die Veränderungen dadurch teilweise von der Gesellschaft mit Skepsis betrachtet wurden – wie war das unter den ICOM-Mitgliedern? Bei den Tagungen waren die Teilnehmerzahlen beispielsweise sehr hoch, obwohl die teils weite Anreise auf eigene Kosten war – wurde die Neustrukturierung gut angenommen?

Die Nachfrage nach unseren internationalen Tagungen überstieg unsere Erwartungen. Dennoch gab es natürlich auch einige kritische Stimmen. Damals war es durchaus noch üblich, dass Dienstreiseanträge zu Verbandstagungen im Ausland grundsätzlich nicht genehmigt wurden. Nur für den Direktor, wenn überhaupt. Urlaubstage zu nehmen und die Kosten selbst zu tragen war wiederum für viele zu teuer. Daher wurden Jahrestagungen auch im Inland gefordert. Unsere Vorstandsmitglieder und die Geschäftsstelle hakten in vielen Einzelfällen in den Museen nach, denn es konnte nicht sein, dass sich Europa mit offenen Grenzen zeigt und die Museen aus Finanzgründen sagen, für unsere Kolleginnen und Kollegen ist an der Grenze Stopp. Zum Glück baute sich diese Haltung im Laufe der Zeit ab. ICOM Deutschland hat nach Ende meiner Amtszeit das Prinzip, Tagungen in anderen Ländern durchzuführen, bis heute weitergeführt und verbessert. Aber es gab auch in Deutschland Jahrestagungen von ICOM Deutschland und zwar in den Jahren, in denen die Generalkonferenzen von ICOM stattfanden. Das waren auch immer Wahljahre zum deutschen Vorstand. Niemand konnte erwarten, die Mitgliederversammlungen mit Wahlen etwa im Jahr 2004 während der Generalkonferenz in Korea durchzuführen. Daher die Deutschland Tagung im Auswärtigen Amt. Schon 2001 hatten wir die Mitgliederversammlung nicht im Rahmen der Generalkonferenz in Barcelona durchgeführt, sondern im nahegelegenen Bregenz, wo seinerzeit die Bodenseetagung stattfand.

Die Internationalisierung und auch der Umgang mit anderen Kulturen ist gerade wieder sehr aktuell. Würden Sie aus heutiger Sicht genauso damit umgehen oder im Nachhinein anders handeln?

Der Globalisierungsprozess hatte mit den Jahrzehnten an Fahrt aufgenommen. Vor- und Nachteile machten sich zunehmend auch in unserer Gesellschaft be-

merkbar. Museen, insbesondere ethnologische und Geschichtsmuseen griffen längst internationale Themen, auch zum Kolonialismus, auf. Die gegenwärtige Dekolonisationsdebatte, die in der Museumswelt und darüber hinaus so intensiv geführt wird, ist aktuell, aber nicht neu. Wem gehören die Museums-sammlungen im kolonialen Kontext und wer stellt den Kolonialismus in Ausstellungen und wie aus? Dies wird zum Beispiel in der UNESCO seit einem halben Jahrhundert diskutiert. Übrigens ist ICOMs ›Code of Ethics for Museums‹ (1986 ff.) das Ergebnis dieses Dialoges. Der Weltverband müsste den Kolonialismus-Komplex wieder stärker aufgreifen und tut dies auch. Zuletzt gab es Planungen, europäische und afrikanische Museen zu Dialogen zusammenzuführen, um unabhängig von der Kulturpolitik über die museumsspezifischen Fragen zu sprechen. Auch ICOM Deutschland ist gegenwärtig aktiv auf diesem Gebiet und fördert das Zusammenkommen von afrikanischen und deutschen Museumskolleginnen und -kollegen. Große Anerkennung verdient auch der Deutsche Museumsbund, der 2019 einen hilfreichen Leitfaden zum Umgang mit den Themen im kolonialen Kontext herausgegeben hat. Wie beim Thema der Provenienz am Eigentum von entwendetem jüdischem Kulturgut und am kriegsbedingt verlagerten Kulturgut während des Zweiten Weltkriegs erfordern auch Sammlungen im kolonialen Kontext vielschichtige Vorgehensweisen und viele Einzelprüfungen, um zu gerechten Bewertungen zu gelangen.

In Ihrer Amtszeit veränderte sich sehr vieles, auch im Blick auf die tausend neuen Mitglieder, wie konnten Sie solch einen Anstieg erzielen?

Der wichtigste Grund für den Anstieg der Mitgliederzahlen war die internationale Ausrichtung der Programmarbeit von ICOM Deutschland. Museumskolleginnen und -kollegen hatten neben der Ausrichtung des Deutschen Museumsbundes eine zusätzliche Perspektive als Angebot, die genutzt wurde. Übrigens sind viele Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter Mitglied in beiden Verbänden und nehmen die Angebotsbreite gern an. Außerdem hatten wir bei ICOM Deutschland seinerzeit die studentische Mitgliedschaft eingeführt, um so früh wie möglich den wissenschaftlichen Nachwuchs anzusprechen. Auch die Öffnung der Mitgliedschaft für Volontärinnen und Volontäre ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Einige der jungen Menschen mussten die Mitgliedschaft jedoch wieder aufgeben, wenn sie nach der Ausbildung in andere Branchen abgewandert waren. Der Vorstand hatte damals zusätzlich mit besonderen Maßnahmen, wie der Erhöhung der Anzahl der Mitgliedskarten, die institutionelle Mitgliedschaft gestärkt und bewirkt, dass Museen als Institutionen vermehrt ICOM-Mitglieder wurden, etwa 20 Museen pro Jahr. Uns war es wichtig, dass vor allem auch die großen Häuser mit Gewicht Mitglied bei ICOM würden. Das hat auch praktische Gründe, etwa

als Gastgeber für internationale ICOM-Tagungen in Deutschland, wofür die großen Museen entsprechende Kapazitäten bereitstellen können.

Sie besuchten die ICOM-Zentrale in Paris, wie beurteilen Sie mit den Kolleginnen und Kollegen dort die Kommunikation und den Austausch?

Für die ICOM-Zentrale war es ein riesiges Ereignis, dass wir als Nationalkomitee in großer Anzahl nach Paris kamen, was die Kooperation zwischen der Pariser Zentrale und ICOM Deutschland sehr intensiviert und erleichtert hatte. Der ICOM-Präsident und auch der Generaldirektor sind in der Folge mehrmals zu Veranstaltungen nach Deutschland gekommen, was zuvor nicht so ausgeprägt war. ICOM Paris hat häufig das deutsche Beispiel, die Jahrestagungen als internationale Tagungen in anderen Ländern und in Zusammenarbeit mit anderen Komitees durchzuführen, weiterempfohlen. Kurz darauf haben auch ICOM Frankreich, ICOM Italien und ICOM Spanien gemeinsame Tagungen veranstaltet. Auch in fernen Regionen, zum Beispiel in Südamerika, fand das Anklang.

Wie beurteilen Sie Ihre Amtszeit im Nachhinein? Worauf sind Sie persönlich besonders stolz oder empfinden Sie etwas als verbesserungswürdig?

Stolz konnte man sein, dass die internationale Ausrichtung von den Mitgliedern so gut angenommen wurde und die Nachfolge-Vorstände von ICOM Deutschland die Idee weitertrugen. So erlebten wir weitere Jahrestagungen dieser Art in Holland, in England, in Ungarn und so weiter.

Für die anderen europäischen Nationalkomitees war meine Arbeit als Vorsitzender von ICOM Deutschland Anlass, mich 2002 zum Vorsitzenden von ICOM Europe zu wählen. Die Regionalkomitees von ICOM (Regional Alliances) haben zur Aufgabe, die internationale Arbeit der Nationalkomitees einer Region zu forcieren. Für ICOM Europe haben wir das gleiche Prinzip verfolgt, welches für ICOM Deutschland galt. Der Vorstand von ICOM Europe hat in meiner Amtszeit zwei große Themenkomplexe in zwei Regionen befördert. Die massiven inhaltlichen und organisatorischen Veränderungen der Museumsarbeit nach dem Ende des Kommunismus waren zu diesem Zeitpunkt für viele Museen im europäischen Osten weiterhin ein wichtiges Thema. Darum hat ICOM Europe in Zusammenarbeit mit ICOM Russland, ICOM Belarus und ICOM Deutschland drei Tagungen in den jeweiligen Ländern angesetzt. Moskau und Tver, danach Minsk und zum Schluss Berlin waren die Tagungsorte mit gleichen übergeordneten Themen, aber mit unterschiedlichen Schwerpunktbildungen. Bei der Russland-Tagung lag der Fokus vor allem auf den regionalen Museen. In Minsk ging es um neue Identitäten in Belarus nach der Unabhängigkeit 1991 und die Herangehensweise der Mu-

seen, eigenständige weißrussische Belange in Geschichte und Kultur herauszuarbeiten. In Deutschland wiederum gingen wir der Frage nach, welchen Einfluss die europäische Erweiterung nach Osten auf die Museumsarbeit haben würde.

Ein zweites internationales ICOM-Europe Projekt betraf ebenfalls den ost-europäischen Raum und stand in Zusammenhang mit der EU-Erweiterung des Jahres 2004. ICOM Europe, in Kooperation mit ICOM Litauen, Belarus, und Ukraine organisierte eine Fachtagung entlang der neuen EU-Außengrenze und nannten sie »Wechselnde Grenzen – wechselnde Identitäten«: Drei Konferenzen unmittelbar nacheinander, bei denen die Referenten mit dem Bus von Tagungsort zu Tagungsort fuhren. Begonnen wurde in Vilnius, Litauen. Dann folgte Brest in Weißrussland, die Grenzstadt zu Polen, und endete in Lviv (Lemberg), in der Ukraine. Auf allen drei Stationen wurde darüber konferiert, was wechselnde Identitäten infolge wechselnder Grenzen für die Museumsarbeit in diesen Ländern bedeuteten. Dieser Tagungsansatz war völlig neu und beflügelte das internationale Miteinander.

Der zweite große Komplex betraf ein internationales Vorhaben, das von ICOM Europe und ICOM Arab organisiert wurde. Die arabischen Länder waren zu dieser Zeit im Umbruch. Was vermitteln arabische Museen über die europäische Kultur und was vermitteln europäische Museen über die arabische Welt? Dazu planten wir zwei Konferenzen. 2005 fand die erste der beiden Tagungen in Ägypten, in Assuan, statt, bei der es darum ging, was Jugendliche der arabischen Welt in ihren Museen über Europa erfahren und umgekehrt, was Jugendliche in Europa über die arabische Welt in europäischen Museen lernen. Referenten aus europäischen und arabischen ICOM-Nationalkomitees boten dazu in Assuan ein breites Spektrum. Ein Jahr später fand die zweite Tagung in Europa, in Deutschland statt. Zu dieser Zeit wurde in Deutschland eine historische Ausstellung »Saladin und die Kreuzfahrer« im Landesmuseum in Oldenburg gezeigt. Im arabischen Raum gilt Saladin als großer Held der arabischen Geschichte. In europäischen Geschichtsbüchern und Museen wird er eher als jemand dargestellt, der die heiligen Stätten der Christenheit besetzte und die Europäer vertrieben hatte. Wie können Museen zwei so völlig unterschiedliche Geschichtsbilder in Ausstellungen erläutern und vermitteln, sodass deutlich wird, dass Geschichte immer auch das Produkt von Sichtweisen ist? Diese Tagung bot spannende Diskussionen und viele neue Einsichten, erst in Oldenburg und abschließend in Berlin.

Im Weltverband fanden die internationalen Tagungen von ICOM Deutschland und ICOM Europe Anklang und haben sicherlich auch dazu beigetragen, dass ich 2010 bis 2016 erster deutscher Präsident des Weltverbandes geworden bin.

Der andere Teil der Frage, was ich mir in meiner Amtszeit hätte besser vorstellen können, betrifft eher organisatorische Aspekte. Wir hätten noch etwas repräsentativer sein können, um in der deutschen Öffentlichkeit sichtbarer zu machen. ICOM ist vielen meist fremd, obwohl es der größte internationale Kulturverband der Welt ist. Unter Namen wie Deutscher Museumsbund kann man sich eher etwas vorstellen. Selbst ICOMOS, das International Committee for Monuments and Sights, ist – obwohl kleiner – viel bekannter als ICOM, vermutlich aufgrund der Zuständigkeit für das UNESCO Weltkulturerbe und der miteinhergehenden medialen Aufmerksamkeit. Zwar haben wir in meiner Amtszeit intensiv Medienarbeit betrieben, haben zum Internationalen Museumstag immer mit dem jeweiligen Bundesratspräsidenten ICOM Deutschland auf einer Pressekonferenz vorgestellt, trotzdem hätte es mehr sein können. Aber auch ehrenamtlicher Einsatz hat Grenzen und mein Hauptberuf war der eines Abteilungsdirektors und Mitglied der Geschäftsleitung des Deutschen Historischen Museums.

Gab es beispielsweise aus organisatorischer Sicht Hürden, die Sie überwinden mussten?

Na ja, das waren diese organisatorischen Grundvoraussetzungen, an denen es zu Beginn meiner Amtszeit noch mangelte, wollte man zu neuen Ufern aufbrechen: zu geringe Finanzausstattungen und noch keine Räumlichkeiten für die Geschäftsstelle. Mein Vorgänger hatte dankenswerterweise wichtige Weichen gestellt, auf denen wir uns weiterentwickeln konnten. Der Aufbau eines Sekretariats stellte schon eine beachtliche Herausforderung dar, die zu bewältigen war. Eine klare Strategie, Überzeugungsarbeit und Dinge zur eigenen Sache zu erklären sind Voraussetzungen für späteren Erfolg.

Bei der Zusammenarbeit von ICOM Europe und ICOM Deutschland, sagten Sie, nahm Deutschland eine gewisse Doppelrolle ein?

Zeitlich, ja, weil ich zu einem Zeitpunkt zum Vorsitzenden von ICOM Europe gewählt wurde, als ich Vorsitzender von ICOM Deutschland war. Das ist nicht so selbstverständlich, hatte aber viele Vorteile. Meine Nachfolger im Amt des Vorsitzenden von ICOM Europe waren nicht gleichzeitig Leiter eines Nationalkomitees. Allerdings hat Udo Gösswald, der Direktor des Bezirksmuseums Berlin-Neukölln, als mir nachfolgender Präsident von ICOM Europe das internationale Konzept mit beeindruckenden Aktivitäten auf dem Balkan und mit ICOM China fortgeführt. ICOM Deutschland hatte dabei organisatorisch geholfen.

Würden Sie sagen, Sie haben mit Ihrer Arbeit als Präsident von ICOM Deutschland, ICOM Europe beeinflusst?

Ja, durchaus. Man muss vielleicht kritisch anmerken, dass ICOM Europe vorher nicht sonderlich proaktiv agierte. Da gab es ein anderes Verständnis: Man stand gerne für den Fall bereit, falls Nationalkomitees in Europa etwas initiieren würden. Passiert ist in den Jahren nach der Gründung von ICOM Europe 1995 relativ wenig, da die meisten Nationalkomitees zu dieser Zeit gar nicht wussten, welche Möglichkeiten ICOM Europe bieten würde. International sehr aktive Nationalkomitees benötigen auch gar nicht die Unterstützung der Regional Alliances.

Was ist Ihr persönliches Fazit dieser Zeit? Konnten Sie all Ihre Vorhaben in Angriff nehmen?

Wir waren insofern in einer günstigen Lage mit unserem Programm zu überzeugen, weil sowohl unser Zuwendungsgeber als auch unsere ICOM-Partner selbst sehr daran interessiert waren, die internationale Perspektive der Verbandsarbeit zu stärken. Wir stießen mit unseren Ideen in Polen, in Frankreich, in den USA, in Belgien und Osteuropa auf Gleichgesinnte, die durch ihren Einsatz unsere gemeinsamen Veranstaltungen zum Erfolg machten. Heute hat sich der Zeitgeist etwas gewandelt. In vielen Ländern entwickelt sich Kulturpolitik eher in eine andere Richtung, die das Internationale zugunsten des Nationalen zurückdrängt. Die ICOM-Komitees mögen es dort dadurch schwerer haben. Aber es hätte auch vor zwei Jahrzehnten anders laufen können, wenn zum Beispiel das Programm von den deutschen Mitgliedern nicht angenommen worden wäre. Vieles, was man anstößt, ist auch zeitgebunden. Für uns gibt es gar keinen Grund zu klagen. Im Gegenteil, Kolleginnen und Kollegen sagen, dass es im Rückblick fast ein legendärer Aufbruch war, der dem Verband auch im Nachhinein einen richtigen Schub gab, was sich bis heute fortsetzt. Als wir 1999 angingen, hatte ICOM Deutschland eineinhalbtausend Mitglieder, heute sind es erfreulicherweise weit über 6.000. Die internationalen Themen bleiben auch weiterhin spannend, aber es sind viele neue Herausforderungen für Museen hinzugekommen, die die neuen Vorstände mit Erfolg aufgegriffen haben, wodurch ICOM Deutschland ein wichtiger Ort ist und bleibt, wenn es um den fachlichen Austausch geht.

Wie beurteilen Sie die Rolle von ICOM Deutschland als mitgliedstärkstes Nationalkomitee?

Deutschland hat im Weltverband die höchsten Mitgliederzahlen, aber auch eine große Anzahl von Museen, etwa 6.500 bis 7.000. Es gibt Länder mit mindestens doppelt so vielen Museen, beispielsweise Russland oder die USA, die

dennoch nicht so viele ICOM-Mitglieder wie wir in Deutschland haben. Das hat auch seine Gründe in der geografischen Lage: Deutschland befindet sich mit den neun Nachbarländern in der Mitte Europas. Museumsarbeit ist deshalb viel eher international ausgerichtet als zum Beispiel in den USA. Daher verwundert es nicht, dass der amerikanische Museumsverband AAM deutlich mehr Mitglieder als ICOM USA hat, wenn man bedenkt, dass 90% aller Museumsaktivitäten in den USA gar nicht international ausgerichtet sind. In anderen Ländern hängt die Anzahl der ICOM-Mitglieder wiederum mehr vom traditionellen Selbstverständnis ab. Obwohl die ICOM-Mitgliedschaft seit den frühen 70er Jahren allen individuell offen steht, werden in manchen Ländern Ostasiens nur Direktoren oder ausgesuchte Kandidaten zugelassen, daher die relativ niedrigen Mitgliederzahlen in diesen Ländern. Mit der Durchführung mehrerer ICOM-Generalkonferenzen in Ostasien (2004, 2010, 2019) änderte sich dieser Trend. Niedrig sind die Mitgliederzahlen weiterhin in Afrika, die Zahl für den gesamten Kontinent schwankt etwa um 500. Das hängt vielfach mit der sehr geringen Zahl an Museen in den einzelnen Ländern zusammen. Auch die Mitgliedsbeiträge, die in Euro gezahlt werden, sind für potenzielle Mitglieder aus devisenregulierten Staaten ein großes Problem.

Wie beurteilen Sie persönlich die liberale Mitgliederpolitik?

ICOM ist ein Interessenverband, quasi ein Berufsverband, an dem alle partizipieren sollten, die dabei sein möchten. Der Vorstand meiner Amtszeiten hat das Prinzip verfolgt, nicht nur Kolleginnen und Kollegen, die direkt im Museum arbeiten, die Mitgliedschaft zu ermöglichen, sondern auch den Personen, die für Museen arbeiten. Gerade in unserer Amtszeit war Outsourcing von Dienstleistungen in und für Museen weit verbreitet. Restauratoren zum Beispiel wurden in vielen Museen nicht mehr angestellt, sondern Aufträge wurden an freischaffende Restauratoren gegeben. Die Freischaffenden, die überwiegend für Museen tätig sind, sollten unserer Meinung nach auch ICOM-Mitglieder werden dürfen. Das haben wir forciert, auch deshalb sind die Zahlen gestiegen.

Könnte man abschließend sagen, Sie haben die Hürden einer Mitgliedschaft niedriger gelegt und auch ein breiteres Programm angeboten, bei welchem die Mitglieder von ICOM Deutschland international aktiv werden können?

Ja. Man muss bei der Mitgliedschaft aber auch Grenzen ziehen. Es gibt zum Beispiel Mitglieder, die anfragten, auch eine Karte für die Ehefrau zu bekommen, da sie ansonsten auf Reisen immer Eintritt in Museen bezahlen müsse. ICOM bekam auch Anfragen, bei der jemand anlässlich des 18. Geburtstages der Tochter um eine ICOM-Jahreskarte bat. Das haben wir natürlich immer ab-

gelehnt. ICOM ist ein Berufsverband, bei dem es nicht primär um das Reisen mit freiem Eintritt in Museen geht. Der freie Eintritt für ICOM-Mitglieder ist eine freiwillige Leistung der Museen für Museumskolleginnen und -kollegen, die zu 95 % weltweit anerkannt wird. Manche private Museen akzeptieren das nicht, weil sie grundsätzlich für niemanden eintrittsfreie Situationen erlauben. Auch wenn für viele Kolleginnen und Kollegen die ICOM-Karte ein entscheidender Grund sein mag, Mitglied zu werden, ist es mir viel wichtiger, dass ICOM-Mitglieder vor allem von der Gemeinschaft der Museen profitieren.

Was ich als deutlich verbesserungswürdig ansehe, ist die aktive Mitwirkung unserer ICOM-Mitglieder in den internationalen Fachkomitees. ICOM hat circa 30 internationale Fachkomitees, solche für Geschichtsmuseen, Archäologie, Museumssicherheit, Konservierung, Bildung etc., aber nur 40 % der derzeit weltweit 47.000 Mitglieder wirken darin mit.

Mit welchem Ziel öffneten Sie die Mitgliedschaft für Studierende? Wegen des fachlichen Austausches, oder aus zukunftsorientiertem Handeln?

Ich glaube in jeder Vereinigung, in jedem Verein, besteht immer die Tendenz, dass sich relativ schnell typische Vereinsmentalitäten bilden. Man lernt sich kennen, trifft sich immer wieder und bildet dann eine Gruppe, die im Laufe der Zeit immer älter wird. Auf der einen Seite ist dieser ständige Austausch genau das, was wir uns wünschen. Auf der anderen Seite fehlt dabei oft die Verknüpfung zu der nachfolgenden Generation. Man stellt in vielen Vereinigungen fest, dass sich Jüngere heute schwerer damit tun, sich zu binden. Es muss Motivationsschübe geben. Eine Senkung des Mitgliedsbeitrages für Einkommensschwache ist dabei eine Erleichterung. Auf junge Menschen aktiv zuzugehen erfordert aber viel mehr. Die jüngste Etablierung eines Young Professional-Kreises (2019) bei ICOM Deutschland ist genau das Richtige, um dem wissenschaftlichen Nachwuchs im Verband eine Zukunft zu bieten.

8.2 Kommentierung durch die Interviewerin

Das Interview fand in der Privatwohnung in Berlin von Prof. Dr. Hans-Martin Hinz statt. Als Mitinitiator des Projektes war er demgegenüber sehr aufgeschlossen und bestens vorbereitet. Die Stimmung war locker und er vermittelte einen überaus kompetenten Eindruck. In bestem Wissen, was ihn erwartete, startete er, sobald mit der Aufnahme begonnen wurde, eine gut zurechtgelegte und ausführliche Antwort auf die Einstiegsfrage zu formulieren. In deren Verlauf ging er bereits auf einige der nachfolgenden Fragen ein, was die explizite Frage beispielsweise nach Reaktionen auf gewisse Herausforde-

rungen hinfällig machte. Prof. Dr. Hinz führte Details sehr präzise aus und seine narrative Struktur folgte einem roten Faden. Es wurde deutlich, dass er ein sehr guter und charismatischer Redner mit viel Erfahrung ist.

Die Antworten wurden im Nachhinein teilweise etwas gekürzt. Fragen zum Umgang mit Herausforderungen heute wurden natürlich schon während des Interviews versucht, diplomatisch zu beantworten oder diese geschickt zu umgehen und auf positive Themen umzulenken, was seine Erfahrungheit in Bezug auf Ausdruck und Darstellung bestätigte.

Andere Aspekte, die im Gesprächsverlauf entstanden – also nicht in direkter Verbindung mit dem von ICOM entworfenem Fragenkatalog – und Einblicke in Finanzierungsfragen boten, wurden im Nachgang komplett gestrichen. Um Erzähltes zu verdeutlichen, wurden dafür an anderen Stellen Informationen hinzugefügt. Dieser Prozess fand einige mal statt, bis am Ende das perfekte, repräsentative Interview entstand, das final freigegeben werden konnte.

Sein Perfektionismus bei diesen Vorgängen und seine Ambition spiegelten sich auch in der Amtszeit von Prof. Dr. Hinz wider. Sowohl intern als auch extern beschrieb er eine fast revolutionäre Zeit für den Verband, die vielleicht ohne sein hohes Engagement in dieser Form nicht stattgefunden hätte. Nicht zuletzt verhalfen ihm diese Eigenschaften auch zu weiteren repräsentativen Ämtern bei ICOM (Präsident von ICOM Europe und des ICOM-Weltverbandes).

Im Gesamten verlief das Interview durch den hohen Informationsgehalt sehr zufriedenstellend, wenn auch im Nachgang Veränderungen stattfanden. Die Kommunikation mit Prof. Dr. Hinz verlief problemlos und das Gesamtergebnis war nach kurzer Zeit in reger Zusammenarbeit fertiggestellt.

9. Interview mit Dr. York Langenstein, ICOM Deutschland-Präsident 2005–2009

9.1 Interviewtext

Dr. York Langenstein im Interview zu den Herausforderungen für ICOM Deutschland während seiner Amtszeit als Präsident (2005–2009), durchgeführt von Tanja Leiminger am 16. März 2020 in München:

Tanja Leiminger: Die Anfänge Ihrer Mitarbeit im Vorstand von ICOM Deutschland liegen jetzt über zwei Jahrzehnte zurück, das Amt des Präsidenten haben sie vor 2005 übernommen: Was war der Ausgangspunkt für Ihr Engagement in der Verbandsarbeit des Deutschen Nationalkomitees?

Das von ICOM Deutschland initiierte Oral History-Projekt – also Zeitzeugenberichte der ehemaligen Präsidenten zur Entwicklung des Deutschen Nationalkomitees – macht mir bewusst, dass auch meine Amtszeit allmählich zu einem Kapitel unserer Verbandsgeschichte wird: Die Fragen wecken bei mir die Erinnerungen an eine sehr lebendige Zeit des internationalen Austauschs über die Rolle und die Möglichkeiten der Museen in der Gesellschaft.

Mein erster Kontakt zu ICOM Deutschland wurde über Hans-Albert Treff vermittelt, Präsident von ICOM Deutschland in den Jahren 1993 bis 1998 als Amtsvorgänger von Hans-Martin Hinz. In der damaligen Münchner Museumsszene stand ich als Leiter der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern mit Hans-Albert Treff in einem freundschaftlich geprägten kollegialen Kontakt: Ich ließ mich von ihm als internationalem Netzwerker mit dem ihn auszeichnenden lebendigen Interesse am Blick über die Grenzen hinweg gerne einführen in die mir damals noch nicht näher bekannte Welt von ICOM. Im Kreis der gesetzten Münchner Museumsdirektoren fiel Hans-Albert Treff durch sein engagiertes Eintreten für die damals neuen Konzepte zur aktiven Einbeziehung der Besucher im Sinne der amerikanischen Science Center auf, wie er sie als Gründungsdirektor des innovativen Museums »Mensch und Natur« in den nördlichen Trakten der Anlage von Schloss Nymphenburg mit großem Erfolg umsetzte: Die dortigen Besucherzahlen ließen die meisten Kollegen vor Neid erblassen.

Wer selbst begeistert ist, kann auch andere begeistern: Hans-Albert Treff motivierte mich, sehr kurzfristig für die Neuwahl des Vorstands von ICOM Deutschland im Dezember 2004 zu kandidieren. Der Vorschlag kam tatsäch-

lich so unvermittelt, dass ich mich bei der Mitgliederversammlung am 18. Dezember nicht einmal mehr persönlich präsentieren, sondern lediglich in einer vor der Wahl verlesenen Bewerbung vorstellen konnte. Wenn meiner Kandidatur trotzdem Erfolg beschieden war, gaben vielleicht meine Erfahrungen auf dem Feld der Verbandsarbeit der deutschen Museumsämter und Museumsverbände den Ausschlag, die ich als damaliger Leiter der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern – des größten deutschen Museumsamts – einbringen konnte. Einerseits war ich mit dem Handwerk der Museumsbetreuung auf Landesebene und auch mit der Zusammenarbeit mit den deutschen Museumsämtern und Museumsverbänden auf Bundesebene gut vertraut, andererseits stand die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern auch mit Kooperationspartnern im europäischen Ausland in enger Verbindung. Das war auch der Ausgangspunkt meines Interesses an der Erweiterung meiner Erfahrungen in der internationalen Museumsarbeit: Die Mitarbeit im Vorstand von ICOM Deutschland als der nationalen Vertretung des Weltmuseumsverbandes führte mich an die wichtigste Schnittstelle zwischen der nationalen und der internationalen Museumswelt, und genau da wollte ich hin.

Aller Anfang ist schwer: Wie haben Sie Ihre ersten Gehversuche im Vorstand von ICOM Deutschland in Erinnerung?

Wenn man aus München kommt, dann muss man sich schon erst einmal an die Berliner Luft gewöhnen. Und man muss auch seine eigene Rolle im Kreis der Kolleginnen und Kollegen im Vorstand suchen und seine besonderen beruflichen Erfahrungen einbringen. Unter dem Präsidenten Hans-Martin Hinz, in dessen beiden Amtsperioden von 1999 bis 2004 ich dem Vorstand angehörte, hatte sich ICOM Deutschland strukturell von einem ehrenamtlich geprägten Verein zu einem im öffentlichen kulturellen Leben wahrgenommenen Fachverband entwickelt. Hans-Martin brachte einschlägige Erfahrungen mit: Als Mitglied der Geschäftsleitung hatte er schon den Aufbau des Deutschen Historischen Museums maßgeblich mitbestimmt und mit seinen organisatorischen Fähigkeiten auch bei ICOM Deutschland eine dynamische Entwicklung eingeleitet.

Erst unter ihm hat ICOM Deutschland in schrittweisem Aufbau eine eigene Geschäftsstelle mit einer fest angestellten Geschäftsführerin, Frau Westphal, erhalten: Das war die notwendige organisatorische Grundlage für eine funktionierende Mitgliederbetreuung sowie für aktive Zusammenarbeit mit dem Weltverband von ICOM und seinen zahlreichen Fachkomitees. Diesen Aufschwung habe ich miterlebt, ebenso wie den Aufbau eines Netzwerks mit den Schwesterkomitees in den europäischen Nachbarländern, gerade in der Phase

der Erweiterung der Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit den osteuropäischen Nachbarländern nach der Grenzöffnung 1989.

Hans-Martin Hinz setzte sich im Anschluss an erste Initiativen seines Vorgängers Hans-Albert Treff mit Erfolg für die Unterbringung der neuen Geschäftsstelle von ICOM Deutschland im Gebäude des »Instituts für Museumskunde« der Staatlichen Museen zu Berlin ein, wo auch die Geschäftsstelle des Deutschen Museumsbundes residierte. Die Aufnahme der Geschäftsstellen der beiden großen deutschen Museumsorganisationen unter das Dach des bundesweit tätigen Forschungs- und Dokumentationsinstituts unter seinem kooperativen und kulturpolitisch bestens vernetzten Leiter Prof. Bernhard Graf ließ in dem in Fachkreisen bekannten Haus In der Halde 1 in Berlin-Dahlem eine Drehscheibe der deutschen Museumspolitik entstehen, mit allen sich daraus ergebenden Möglichkeiten des Austauschs und der Zusammenarbeit.

Bei meiner Nachfolge auf Hans-Martin Hinz als Präsident von ICOM Deutschland zum Jahresbeginn 2005 konnte ich mich also auf ein kompetentes Sekretariat stützen. Ein geordneter Geschäftsgang und insbesondere auch die enge Kommunikation mit der Geschäftsstelle in Berlin als Rückgrat unserer Verbandsarbeit waren für mich bei der Wahrnehmung meiner Aufgaben an meinem entfernten Dienort in München ausschlaggebend, auch wenn Dienstreisen nach Berlin immer wieder anstanden. In dankbarer Erinnerung möchte ich hier Johanna Westphal und ihr Team nennen: Johanna als hauptamtliche Geschäftsführerin hatte den »Laden im Griff« und bestimmte – gemeinsam mit den freiberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – den »Auftritt« von ICOM Deutschland maßgeblich mit: Über die Amtszeit von vier Präsidenten war sie die Anlaufstelle für die ICOM-Mitglieder und primäre Ansprechpartnerin des Generalsekretariats in Paris, vor allem auch in den oft mühsamen Organisations- und Verwaltungsangelegenheiten: Das Abarbeiten der Themen Haushalt, Einzug und Verbuchung der Beiträge – von schon in meiner Zeit zuletzt etwa 4.000 Mitgliedern – unter Überweisung des Löwenanteils nach Paris, dazu Planung, Vorbereitung, Durchführung und Abrechnung von Veranstaltungen, Herausgabe der »ICOM Deutschland Mitteilungen«, das war der wenig sichtbare Teil der Aufgaben von ICOM Deutschland, für den es nur selten Anerkennung und schon gar keinen Applaus gab.

Was immer ICOM Deutschland in meiner Zeit erreichte, das erwuchs aus der guten Zusammenarbeit des Präsidenten mit dem Vorstand auf der Basis der Leistungen des Sekretariats einschließlich der Beiträge der freien Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Die Wechselbeziehungen zwischen der nationalen und der internationalen Museumsarbeit haben bei Ihnen auch schon vor Ihrer Mitgliedschaft im Vorstand von ICOM Deutschland eine Rolle gespielt: Hat Ihr Engagement bei und für ICOM trotzdem eine Herausforderung für Sie bedeutet?

Wir haben eingangs schon darüber gesprochen, dass die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, als deren Leiter ich tätig war, schon immer sehr gut vernetzt war und in regem Austausch mit den Museumsorganisationen in den benachbarten Bundesländern stand, ebenso wie mit unseren europäischen Nachbarn. Mit der deutschen Wiedervereinigung 1989 und der Durchlässigkeit der Grenzen zwischen West und Ost eröffneten sich neue Möglichkeiten für einen Austausch im Bereich der Museumsarbeit. Dabei ging es auch um die Aufarbeitung schwieriger Themen: Ein bayerisches Beispiel sind etwa die nach dem Kriege entstandenen Vertriebenenmuseen, die zunächst der Dokumentation der Kultur und des Lebens in der verlorenen Heimat gewidmet waren und sich erst allmählich auf einen offeneren Umgang mit der Geschichte der Volksgruppen und der Nationalitätenkonflikte mit ihren Folgen einließen, auch im grenzüberschreitenden Dialog bei gemeinsamen Fachtagungen. Insofern konnte ich mich bei meiner Mitarbeit im Vorstand von ICOM Deutschland auf Erfahrungen in der überregionalen und in der grenzüberschreitenden Museumsarbeit stützen, doch eröffnete sich über das Netzwerk von ICOM noch einmal eine ganz andere Dimension mit einem weltweiten Blick auf andere Gesellschaften und Kulturen sowie auf und die jeweilige Stellung der Museen im gesellschaftlichen Dialog.

Vom Beginn meiner Mitarbeit im Vorstand im Jahre 1999 an und sehr viel intensiver mit der Übernahme des Präsidentenamts 2005 nahmen mich der Aufbau und die Pflege von Kontakten mit Partnern und Partnerverbänden im In- und Ausland in Anspruch. Ich denke dabei vor allem auch an die häufigen Dienstreisen, beispielsweise bei der Vorbereitung und Durchführung gemeinsamer Tagungen mit ICOM-Nationalkomitees in Partnerländern oder bei den jährlichen Sitzungen des Advisory Committee – also der den Vorstand des Weltverbandes beratenden Vertretung der Nationalkomitees – am Sitz von ICOM International in Paris. So bereichernd und verbindend diese Reisen waren, so waren sie jedenfalls keine Vergnügungsreisen, denn sie verlangten jedes Mal wieder eine Vorbereitung und das Absolvieren eines Programms mit Veranstaltungen, Begegnungen und Gesprächen, meist mit Englisch als Konferenzsprache. Zur Frage, ob das Engagement bei und für ICOM eine Herausforderung für mich bedeutet hat, lässt sich zusammenfassend sagen: Diesen Parcours zu bewältigen war schon nicht ganz einfach, auch wegen des Zeitdrucks, denn die Tätigkeit für ICOM als Ehrenamt musste mit meinen eigentlichen hauptberuflichen Aufgaben in Einklang gebracht werden. Im

Hinblick auf die absehbaren Überschneidungen hatte ich beim Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft Forschung und Kunst vor meiner Kandidatur die Genehmigung eingeholt, im erforderlichen Umfang von meinen regelmäßigen Dienstzeiten freigestellt zu werden, um die als Präsident von ICOM Deutschland anfallenden Aufgaben wahrnehmen zu können. Doch trotz dieser Doppelbelastung fühle ich mich auch im Rückblick durch die zahlreichen Begegnungen und Erlebnisse belohnt, die doch in gewisser Weise Brücken gebaut haben. Gerne habe ich meine Möglichkeiten genutzt, im Rahmen unserer Auslandskontakte ein aktuelles Bild des gesellschaftlichen Lebens und der Arbeit der Museen in Deutschland zu vermitteln, gerade vor dem Hintergrund der noch lebendigen Erinnerungen an die beiden Weltkriege und die Zeit des Nationalsozialismus. Umgekehrt hat es den Blick geweitet, das Selbstverständnis der Museen und die Wahrnehmung ihres Bildungsauftrags in anderen Ländern und Gesellschaften kennen zu lernen.

Um den Fokus nun mehr auf die nationale Museumsarbeit zu legen: Gab es von Deutschland – also von innen heraus – Themen, die aufgegriffen werden mussten?

Traditionell standen in den deutschen Museen die Aufgaben des Sammelns und Bewahrens im Vordergrund. Dabei waren die Kriterien des Sammelns maßgeblich bestimmt vom materiellen Wert, der Seltenheit, der künstlerischen oder kunstvollen Gestaltung der Objekte, dazu von der historischen Bedeutung: Der Begriff der »Schausammlung« reflektiert noch etwas von den Wurzeln der Museen in den Galerien und Wunderkammern als ihren Vorläufern. Schon seit der »Kulturrevolution« der 1968er Jahre wurde der gesamtgesellschaftliche Auftrag der Museen thematisiert: Was können die Museen beitragen zur gesellschaftlichen Entwicklung als Orte der Bildung und Information, nicht nur für das klassische Museumspublikum? Damit trat neben die Museumsaufgabe des »Ausstellens« verstärkt der Auftrag des »Vermittelns«: Die damals kontrovers geführte Diskussion über das besucherorientierte Museum befasste sich nun mit den Bezügen zwischen den Objekten und den Museumsbesuchern aus den unterschiedlichen sozialen Gruppen und auch Randgruppen bis hin zu den Nichtbesuchern. Das Thema scheint nach wie vor aktuell, und die bei der 25. ICOM-Generalkonferenz von Kyoto geführte Diskussion über eine Neufassung der weltweit als Richtlinie der Museumsarbeit anerkannten ICOM-Museumsdefinition unter Einbeziehung gesellschaftspolitischer Zielsetzungen ist nicht abgeschlossen.

Der Auftrag der Museen und die Gewichtung der Aufgaben des Bewahrens und Erhaltens sowie des Forschen und Vermittelns hat auch in meinen Jahren im Vorstand von ICOM die fachliche Diskussion bestimmt und eine Positio-

nierung der Fachverbände veranlasst. Ausgehend von den Kernaussagen der ICOM-Museumsdefinition hat der Deutsche Museumsbund in Zusammenarbeit mit ICOM Deutschland 2006 die »Standards für Museen« als weiterführende Handreichung für die Museumsarbeit in Deutschland herausgegeben. Maßgeblicher Bewegter dieses Projekts war Hans Lochmann, Mitglied des DMB-Vorstands und Geschäftsführer des Museumsverbandes Niedersachsen und Bremen, unterstützt von Michael Eissenhauer, damals Präsident des Deutschen Museumsbundes und gleichzeitig Mitglied des Vorstands von ICOM Deutschland. Die gemeinsame Erarbeitung der Standards für Museen war ein wichtiges Projekt in meiner Amtszeit und auch ein Prüfstein der guten Zusammenarbeit zwischen dem DMB und ICOM Deutschland. Es war mir stets ein Anliegen, die Zusammenarbeit der beiden großen deutschen Museumsverbände zu harmonisieren und in ihrer Ausrichtung zu definieren. Vereinfachend gesagt hat sich ICOM Deutschland schwerpunktmäßig um die »Außenpolitik« und den grenzüberschreitenden Wissenstransfer gekümmert, der DMB um die »Innenpolitik« und die Vertretung der Interessen der Museen und der Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter.

Welche Themen waren in Ihrer Amtszeit aktuell und haben Sie besonders beschäftigt?

Beim Blick zurück nehme ich wahr, dass manche heute aktuelle Themen schon in meiner Amtszeit gesellschaftliche und museumsfachliche Diskussionen ausgelöst haben. ICOM Deutschland hat sich diesen Fragen gestellt und auch heiße Eisen aufgegriffen: Gerade wenn es um grenzübergreifende Probleme ging, sah sich ICOM Deutschland als das zuständige Forum, um diese zu analysieren und zu reflektieren.

Manche der aktuellen Themen standen auch in Zusammenhang mit der Veranstaltung der Internationalen Museumstage jener Jahre, die von ICOM Deutschland in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Museumsbund und in Partnerschaft mit der Sparkassen-Finanzgruppe ausgerichtet wurden. So wurde etwa das Motto des Museumstages 2005 »Museen bauen Brücken«/«Museums bridging Cultures« in einer gemeinsam mit ICOM UK im Herbst 2005 in London realisierten Jahrestagung vertieft. Dieses Unternehmen diente – dem Selbstverständnis von ICOM entsprechend – in mehrfachem Sinne einem Brückenbau. Es ging darum, unseren deutschen Mitgliedern Kontakte und Einsichten in englische Museumsarbeit vor Ort zu vermitteln, gerade weil die englischen Museen eine beispielgebende Vorreiterrolle im Bereich der Besucherorientierung spielen. Umgekehrt war es ein Anliegen, eine Vorstellung vom aktuellen Selbstverständnis der deutschen Museen zu vermitteln, nachdem in England die Schatten der Nazizeit nach wie vor präsent

sind. Schließlich ging es auch um die Erfahrungen in England als einem Einwanderungsland, wie Minderheiten mit Museumskonzepten und spezialisierten Angeboten angesprochen werden können. Solche Erfahrungen sind heute auch bei uns selbst gefragt, nachdem sich inzwischen auch in Deutschland die Frage stellt, welchen Beitrag die Museen zur Integration von Zuwanderern aus anderen Kulturkreisen leisten können.

Der Themenkreis des interkulturellen Dialogs wurde erneut aufgegriffen in der im Herbst 2008 ausgerichteten Jahrestagung »Museen – Orte der kulturellen Bildung und Integration«, diesmal realisiert als Gemeinschaftsveranstaltung mit ICOM NL in der Reinwardt-Akademie in Amsterdam mit maßgeblicher Unterstützung von Léontine Meijer van Mensch, damals Dozentin an der Amsterdamer Hochschule der Künste. Es ging um das Spannungsverhältnis von Identität und Integration und um die Rolle, welche die Museen als Lern- und Erlebnisorte spielen können. Seit 2008 hat sich viel getan: Die Tagung in Amsterdam war ein Pilotprojekt, heute sind Migration und Integration als gesellschaftliche Herausforderung in der besucherorientierten Museumsarbeit verankert, mit der Akzentverschiebung von Integration zur Inklusion.

Auf Ihre Frage nach den in meiner Amtszeit aktuellen Themen möchte ich als einen weiteren Schwerpunkt den Kulturgutschutz herausgreifen, mit dem sich ICOM Deutschland eigentlich durchgehend befasst hat. Die Rückgabe von Kulturgütern, die im Nationalsozialismus beschlagnahmt bzw. nach der deutschen Jurisdiktion »verfolgungsbedingt entzogen« wurden, vor allem im Rahmen der Arierisierung jüdischen Vermögens und Kunstbesitzes, ist im Zusammenhang mit dem 10. Jahrestag der »Washingtoner Erklärung« im Dezember 2008 erneut zu einem brisanten kulturpolitischen Thema geworden. Die Umsetzung der so genannten »Washingtoner Prinzipien« durch die »Gemeinsame Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut«, insbesondere durch Recherchen in den Sammlungsbeständen der Museen in öffentlich-rechtlicher Trägerschaft und die Rückgabe belasteter Objekte war zunächst schwer angelaufen. ICOM Deutschland war in die dadurch in Gang gekommene Fachdiskussion einbezogen und entsandte den Präsidenten in den wissenschaftlichen Beirat der 1998 in Magdeburg eingerichteten Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste, die als Grundlage für die Dokumentation und Recherchen verfolgungsbedingt entzogenen Kulturguts sowie für die Einleitung von Restitutionsverfahren die Datenbank lostart.de aufbaute. Grundlageninformationen dazu wurden auch durch die Berichterstattung in den ICOM Deutschland Mitteilungen an die Mitglieder vermittelt.

Ein anderer Aspekt des Kulturgutschutzes, der uns damals beschäftigte, war die komplexe Materie des »illicit traffic«, also des unerlaubten Handels mit Kulturgütern, die unter Verstoß gegen Gesetze oder die Ethischen Richtlinien in Verkehr gebracht werden. In meiner Amtszeit hatte der Einsatz von ICOM gegen den unerlaubten Handel mit Kulturgütern gerade auch in Deutschland gesteigerte Bedeutung, trotz des lediglich appellativen Charakters, nachdem das 2016 in Kraft getretene Kulturgutschutzgesetz noch in weiter Ferne lag. Dabei ging es auch darum, im Handel die Bereitschaft zu wecken, zunächst einmal die eigenen Richtlinien des Kunsthandelsverbandes zu beachten, darüber hinaus aber auch die Handelsgepflogenheiten bei der Einfuhr, beim Erwerb und beim Verkauf insbesondere von antiken und außereuropäischen Kulturgütern verschärften Maßstäben zu unterwerfen und insbesondere auch Herkunftsnachweise zur legalen Provenienz der Objekte zu führen. Ein Instrument waren dabei die sogenannten »Roten Listen« von ICOM, in welchen Objekte, die aus illegalen Ausgrabungen stammen oder bei Diebstählen und Plünderungen entwendet wurden, dokumentiert werden. Ich erinnere mich noch an eine Pressekonferenz im Staatlichen Museum für Völkerkunde – heute »Museum Fünf Kontinente« – in München im Januar 2009, in deren Rahmen die von ICOM herausgegebene »Rote Liste der Antiken Perus« vorgestellt wurde. Adressaten sind nicht nur die Museen und der Kunsthandel, vielmehr unterstützen die »Roten Listen« auch die Zoll- und Polizeibehörden bei der Identifizierung widerrechtlich eingeführter Kulturgüter. Dementsprechend war die Pressekonferenz zur Präsentation der »Roten Liste Peru« ausgestaltet als ein kleines Symposium mit Beiträgen u. a. des peruanischen Botschafters, des Amerika-Referenten des Deutschen Archäologischen Instituts und eines Vertreters von Interpol, wie es dem Selbstverständnis von ICOM Deutschland als ein Forum für eine Zusammenarbeit im Netzwerk entspricht.

Als Präsident von ICOM Deutschland haben Sie – bildlich gesprochen – einen Staffelstab übernommen und diesen weitergegeben: Wie sehen Sie die Entwicklung von ICOM Deutschland in ihrer Amtszeit?

Bei Antritt meines Amtes vermochte ich mich auf eine funktionierende Struktur zu stützen, die maßgeblich von ehrenamtlichem Engagement getragen war, aber dank der schon eingangs erwähnten organisatorischen Aufbauarbeit meines Vorgängers Hans-Martin Hinz auch über eine zuverlässige, erfahrene und leistungsfähige Geschäftsstelle verfügte. Vielleicht muss man sich auch vergegenwärtigen, dass in der Zeit um die Jahrtausendwende die Entwicklung der EDV einen Quantensprung machte und der Computer als Basiswerkzeug in die Büros einzog. Damit eröffneten sich ganz neue Möglichkeiten für die Verwaltung – in unserem Fall der Mitgliederverwaltung und der Haushaltfüh-

rung – wie auch für die EDV-gestützte Kommunikation: Das ermöglichte den Aufbau von Kontakten zu den Mitgliedern, die Verbreitung von Informationen und insbesondere die Einrichtung eines aktuellen Newsletters und den Versand von Einladungen und Tagungsunterlagen. Auch die Verbindung mit dem Generalsekretariat in Paris und zum Netzwerk des Weltverbandes mit seinen Gremien und den internationalen Fachkomitees wurde damit auf eine neue Grundlage gestellt. Das steigerte auch die Präsenz von ICOM Deutschland in der Öffentlichkeit und Fachöffentlichkeit und war damit sicher auch Motor der nach der Jahrtausendwende deutlich ansteigenden Mitgliederzahlen.

Die sich rasant entwickelnde Kommunikationstechnik war das Eine, »manpower« – im Fall unserer Geschäftsstelle vor allem »womanpower« – das Andere, denn mit den neuen Möglichkeiten wuchsen auch die Ansprüche und die Aufgaben. Dankbar erinnere ich mich an die weitgehend eigenverantwortliche, fachlich wie persönlich engagierte Aufbauarbeit der Geschäftsstelle mit ihren fest angestellten wie freiberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Wie unverzichtbar der laufende Einsatz und das Mitdenken Geschäftsstelle waren, merkte ich eigentlich nur, wenn ausnahmsweise einmal etwas nicht funktionierte.

Im Spektrum der inhaltlichen Verbandsarbeit bot die Fortsetzung und Vertiefung der Kooperationen mit den Nationalkomitees in europäischen Nachbarländern die Chance, im Vergleich der Lebensverhältnisse und der jeweiligen Konzepte der Museumsarbeit Erfahrungen auszutauschen und gesellschaftliche Fragen multiperspektivisch zu betrachten. Es fällt ja bekanntlich oft leichter, aus den Fehlern und Erfolgen der Nachbarn zu lernen, denn hier ist die notwendige Distanz gegeben, während man sich im eigenen Umfeld einer gewissen Betriebsblindheit oft nicht ganz entziehen kann. Hans-Martin Hinz als Präsident von ICOM Deutschland hatte es in seiner Amtszeit als eine besondere Kompetenz von ICOM Deutschland erkannt, die internationale Vernetzung unseres Verbandes auch bei der Veranstaltung gemeinsamer Tagungen ins Spiel zu bringen und durch persönliche Begegnungen zu vertiefen. Auch schon vor seiner Zeit war dieses Modell in kleinerem Format erprobt worden mit der Einführung der in dreijährigem Turnus seit 1973 ausgerichteten trilateralen Bodenseetagungen als Gemeinschaftsveranstaltung der ICOM-Nationalkomitees der Bodensee-Anrainer Österreich, Schweiz, und Deutschland, seinerzeit initiiert von Prof. Hermann Auer, dem langjährigen Präsidenten von ICOM Deutschland (1968–1992). In meine Amtszeit fielen die 12. Bodenseetagung 2006, die vom Gastgeberland Schweiz in Schaffhausen unter dem Leitthema »Das Museum als Ort des Wissens« ausgerichtet wurde, sowie die 13. Bodenseetagung 2009 unter dem praxisorientierten Motto »Museen und Tourismus«, bei der ich das Präsidentenamt vorzeitig an

meinen Nachfolger Klaus Weschenfelder übergab. Im Jahr nach dem Ende des aktiven Berufslebens fehlte mir vielleicht die bis dahin herrschende Wechselspannung, aus der sich auch die Wahrnehmung der ehrenamtlichen Aufgaben speiste. Doch kamen damals auch besondere gesundheitliche und persönliche Belastungen hinzu, die meine Rücktrittsentscheidung begründeten. Ich war und bin Klaus Weschenfelder, dem ich mich auch heute noch freundschaftlich verbunden fühle, dankbar für sein Verständnis und für seine Bereitschaft, auf halber Strecke Würde und Bürde des verantwortungsvollen Präsidentenamtes an der Spitze des deutschen Nationalkomitees von ICOM zu übernehmen.

Doch nach diesem persönlichen Exkurs möchte ich noch einmal zusammenfassend zurückkommen auf die Kooperationen mit ICOM Österreich, ICOM Schweiz, ICOM Frankreich, ICOM UK und ICOM Niederlande: Dieses Netzwerk hat in meiner Amtszeit eine wesentliche Rolle für die gemeinsame Bearbeitung von Schwerpunktthemen im Rahmen unseres Veranstaltungsprogramms gespielt. Aber auch bei der Vertretung europäischer Interessen im Rahmen der Sitzungen des Advisory Committee oder bei den Generalkonferenzen kam man in diesem vertrauten Kreis zusammen: Bei diesen über die Jahre entstandenen Kontakten verband sich der kollegiale Austausch mit den freundschaftlichen Begegnungen und Wiederbegegnungen, – so bei der in meine Amtszeit fallenden 21. Generalkonferenz in Wien, die sich unter dem Motto »Museen und universelles Erbe« mit der Rolle der Museen in einer globalisierten und zunehmend virtuellen Welt auseinandersetzte.

Wie denken Sie, sollte ICOM Deutschland heute mit den aktuellen Herausforderungen umgehen?

Der Auftrag und die Tätigkeit von ICOM Deutschland leitet sich ab aus dem Status als deutsches Nationalkomitee des Weltverbandes. Hieraus ergibt sich dessen Stellung als international ausgerichteter Fachverband, wie sie auch in der Satzung definiert wird. Wie die Gründung der UNO und der UNESCO fällt die Errichtung von ICOM in die Zeit unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Bei der Entstehung des Internationalen Museumsrats klingen die Kriegsergebnisse nach in dem Anliegen, sich für die Pflege und Erhaltung der Kulturgüter, und der Museen, die sie erhalten und bewahren weltweit einzusetzen und Standards für Museen und ihre Sammlungen sowie für die professionellen Aufgaben der Museumsmitarbeiter Standards zu formulieren. In den seither vergangenen sieben Jahrzehnten hat sich ICOM zu einer anerkannten Museumsorganisation mit einer differenzierten Verwaltungsstruktur und derzeit 119 eigenständigen Nationalkomitees und 32 Fachkomitees entwickelt. Die Stellungnahmen von ICOM zu kultur- und museumspolitischen Themen finden weithin Beachtung. Allerdings scheinen mir persönlich die

Verfestigung der tradierten Verbandsstruktur und ihre Komplexität auch eine gewisse Unbeweglichkeit mit sich zu bringen. Das gilt gerade in Zeiten, in denen eine profilierte und aktive Präsidentenfigur an der Spitze fehlt: Ich denke an die krisenhafte Phase vor der Bestellung des derzeit amtierenden Präsidenten im vergangenen Jahr. In meiner Amtszeit hat Alissandra Cummins als dynamische Präsidentin ICOM Impulse und ein Gesicht gegeben, ebenso Hans-Martin Hinz als ihr Nachfolger, der mit seinen organisatorischen Fähigkeiten, seinen diplomatischen Umgangsformen und seinem ergebnisorientierten Handeln den Weltverband so erfolgreich leitete.

Vor diesem Hintergrund trat die im letzten Jahr zu beobachtende Führungsschwäche, die mit der mangelnden Kontrolle und Steuerung der aufgebrochenen Diskussion über eine programmatische Neufassung der über Jahrzehnte bewährten Museumsdefinition einherging, besonders deutlich hervor. Das in der derzeit noch verbindlichen ICOM-Museumsdefinition verankerte Kriterium, dass Museen mit ihren Sammlungen im Dienst der Gesellschaft und ihrer Entwicklung stehen, sagt jedenfalls mehr aus und ist zugleich wandlungsfähiger und offener, als der von einem damit beauftragten internationalen ICOM-Komitee »Museum Definition, Prospects and Potentials« (MDPP) Entwurf für eine programmatische Neufassung. Schon der erste Satz dieses sozial-lyrischen Mission Statements »Museen sind demokratisierende, inklusive und polyphone Räume für kritischen Dialog über die Vergangenheit und Zukunft« macht nachvollziehbar, warum der Entwurf von der ICOM-Generalversammlung am 7. September 2019 in Kyoto auf einer außerordentlichen Sitzung mit 70 % der Stimmen abgelehnt wurde.

Die Eingangsfrage, wie ICOM Deutschland mit den heutigen Herausforderungen umgehen soll, möchte ich vor allem auch auf diese aktuelle, noch nicht ausgestandene Debatte über eine neue Standortbestimmung beziehen: Ich möchte abschließend der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass ICOM Deutschland mit seinem Gewicht als weltweit mitgliederstärkstes Nationalkomitee einen Beitrag dazu leisten kann, die Kontinuität der Arbeit des Weltverbandes abzusichern und diese auf der Basis seiner bewährten und weltweit anerkannten Grundsätze weiterzuführen. Soweit ich das als zurückgezogener Ruheständler über die Medien verfolgen kann, scheint sich der Vorstand von ICOM Deutschland engagiert und besonnen an dieser Grundsatzdiskussion zu beteiligen: Das gilt sowohl für die Präsidentin als auch für ihren Stellvertreter, denen ich bei dieser Gelegenheit für ihren weiteren Einsatz Erfolg wünschen möchte.

9.2 Kommentierung durch die Interviewerin

Das Interview mit Dr. York Langenstein fand in seinem Privathaus in München statt. Nach kleinen Startschwierigkeiten bezüglich der Terminfindung und anschließenden Unsicherheiten wegen der gerade startenden Corona-Pandemie gestaltete sich das Gespräch offen und unproblematisch. Dr. Langenstein hatte bereits ein Dokument vorbereitet, in dem er die ersten Fragen des ICOM-Fragenkataloges schriftlich beantwortete. Da dies aber nicht gewählter Forschungsweise entsprach, starteten wir selbstverständlich erneut und von Beginn an mit dem kompletten Fragenkatalog, den er gerne und höchst eloquent beantwortete.

Die Gesprächssituation war stets entspannt, wenn auch leider öfter von Telefonanrufen unterbrochen, die einen Einschnitt in der Narrative bedeuteten und meist das Thema, über das gerade gesprochen wurde fallengelassen wurde und der logische Anschluss trotz Notizen meinerseits etwas verloren ging. Andere Ansätze wurden jedoch schnell aufgegriffen, sodass niemals eine unangenehme, stille Situation entstand. Dr. Langenstein war stets überaus höflich und wirkte trotz seines bewundernswerten Werdegangs und Lebenslaufes durchaus bescheiden. Diese Bescheidenheit drückte er stets im Hinblick auf seinen revolutionären Vorgänger, Prof. Dr. Hans-Martin Hinz aus, mit dem er nach seiner Aussage neben beruflichen und verbandstechnischen Aktivitäten auch eine private Freundschaft pflegt.

Merklich behutsam und vorsichtig drückte er sich bei möglicher Kritik an ICOMs Verbandsarbeit aus. Die ohnehin sehr wohlwollend formulierten und allem Anschein nach durchaus berechtigten Punkte betreffend die fachliche Unterstützung der Vorstandsebene, die er ansprach, wollte er vor Veröffentlichung unbedingt noch einmal mit Prof. Hinz abklären, wohl um ungewollten Aufruhr zu vermeiden. Dadurch entstand zuletzt eine etwas langwierige Überarbeitung seitens Dr. Langenstein. Das Endresultat weicht nicht nur vom ausgehenden Interview ab, sondern auch teils in den Eingangsfragen von gewähltem, vorgegebenen Leitfaden.

In der Gesamtheit war auch dieses Interview inklusive Gesprächssituation außerordentlich informativ. Leider kam es in der anschließenden Zusammenarbeit zu starken Verzögerungen. Letztendlich führte dies zu einem Endresultat, welches für die gewählte Forschungsmethode eher weniger zufriedenstellend war, da es von mehreren Personen gegengelesen, ergänzt und korrigiert wurde.

10. Interview mit Dr. Klaus Weschenfelder, ICOM Deutschland-Präsident 2009–2013

10.1 Interviewtext

Dr. Klaus Weschenfelder im Interview zu den Herausforderungen für ICOM Deutschland während seiner Amtszeit als Präsident (2009–2013), durchgeführt von Tanja Leiminger am 17. Februar 2020 in Coburg:

Im Frühjahr 2009 trat Dr. York Langenstein zur Mitte seiner zweiten Amtsperiode aus gesundheitlichen Gründen als Präsident von ICOM Deutschland zurück. Der Vorstand, dem ich erst seit 2007 angehörte, schlug mich als Nachfolger vor, im Juni wurde ich auf der Bodenseetagung von der Mitgliederversammlung gewählt und kam auf diese Weise also ohne längere Vorbereitungszeit in dieses sehr ehrenvolle, aber auch anspruchsvolle Amt. Es war die Zeit der Finanzkrise ab 2008 und der nachfolgenden Eurokrise, die beide zu erheblichen finanziellen Herausforderungen für die Museen führten, wobei sich die Lage in Deutschland bei weitem nicht so dramatisch darstellte, wie in anderen, etwa in südeuropäischen Ländern. Aber auch hierzulande verringerten sich öffentliche Subventionen, Sponsorengelder und Einnahmen aus Eintrittsgebühren. Erhebliche Einsparungen in den Haushalten der Museen bis hin zu Plänen für Schließungen waren die Folge. Insbesondere kleinere Häuser kommunaler Museumsträger waren betroffen, aber auch größere Einrichtungen mit bedeutenden Sammlungen, wie das Altona-Museum in Hamburg, blieben von solchen Debatten nicht verschont. In den 70er und 80er Jahren hatte Deutschland einen Museumsboom erlebt. Während der 1979 erschienene »Große Museumsführer in Farbe« in der Bundesrepublik Deutschland 2.000 Museen zählte, waren es am Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts im wiedervereinigten Deutschland ca. 6.000 Häuser. Nicht wenige dieser Museen waren bei ihrer Gründung weder finanziell noch personell ausreichend ausgestattet worden, Kürzungen bedeuteten jetzt manchmal eine existenzielle Bedrohung. Zudem wurden insbesondere Kunstmuseen von ihren Trägern bedrängt, durch Verkäufe aus der Sammlung zur Finanzierung ihres Haushaltes beizutragen. Es war eine Aufgabe von ICOM Deutschland, dagegen zu argumentieren und zu intervenieren. Zu unserer großen Freude hatte der damalige Beauftragte des Bundes für Kultur und Medien, Bernd Neumann, bei unserer Jahrestagung 2010 in Leipzig klar gegen Verkäufe aus musealen Sammlungen Stellung bezogen.

Eine zweite Herausforderung war die zunehmende Bedrohung des Kulturgutes durch Umweltereignisse, menschengemachte Katastrophen und, außerhalb Europas, durch Krieg und Terrorismus. 2004 brannte die Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar, 2002 überflutete die Elbe Teile der Dresdener Museen, 2009 stürzte das Kölner Stadtarchiv ein. 2001 sprengten Taliban-Milizen die Buddha-Statuen von Bamiyan, in der Folge des Dritten Golfkrieges 2003 kam es zu Plünderungen und Beschädigungen in irakischen Museen und auch der 2010 beginnende Arabische Frühling ging nicht ohne Beschädigungen in Museen ab. Als Leiter des städtischen Museumsamtes von Koblenz hatte ich mich wiederholt mit der Bedrohung durch das Hochwasser an Rhein und Mosel auseinanderzusetzen, und ein Erdbeben der Stärke 6 im Jahre 1992 mit Epizentrum am Niederrhein hat mich sogar in Koblenz gelehrt, dass auch kleinere seismische Ereignisse einigen Schaden anrichten können, wenn sie unerwartet kommen und man nicht darauf vorbereitet ist.

Ein dritter Problemkomplex, der in diesen Jahren zunehmend manifest wurde, waren die konservatorisch unbefriedigende Unterbringung von Sammlungsgut und die Erkenntnis, dass aus früheren Konservierungsmethoden gesundheitliche Risiken für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erwachsen konnten. Durch die jahrzehntelange Anwendung von Insektiziden wie Lindan, das beispielsweise in dem weit verbreiteten Holzschutzmittel Xylamon enthalten war, entstanden in den Depoträumen Ausdünstungen von toxischer Qualität, die zu Gesundheitsrisiken führten. Betroffen davon waren nicht nur naturkundliche und ethnologische Museen, sondern auch kunst- und kulturgeschichtliche Sammlungen mit ungedeckelten mittelalterlichen Holzskulpturen, die in den 70er Jahren teilweise großzügig mit Xylamon behandelt worden waren.

Schließlich sind Provenienzforschung und Restitutionsforderungen zu nennen. Im Hinblick auf den ehemals jüdischen Kunstbesitz war mit der Washingtoner Erklärung vom Dezember 1998 (»Grundsätze der Washingtoner Konferenz in Bezug auf Kunstwerke, die von den Nationalsozialisten beschlagnahmt wurden«) ein Verhaltenskodex formuliert worden, der zwar auf Freiwilligkeit basierte, gleichwohl von Museen in öffentlicher Hand als verpflichtender Standard galt, den zu erfüllen einige Anstrengung erforderte. Zudem veränderte sich mit jeder Entscheidung der in Konfliktfällen eingesetzten »Beratenden Kommission« die Einschätzung der Situation. Aber auch der illegale Handel mit Antiquitäten war in deutschen Museen ein Thema.

Auf allen genannten Feldern bestand Handlungsbedarf, und wir versuchten, möglichst vielfältig Stellung zu nehmen und aktiv zu werden, entweder durch eigene Projekte oder in Zusammenarbeit mit anderen Akteuren, wie zum Beispiel dem Deutschen Museums oder mit der damaligen »Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste« in Magdeburg.

Tanja Leiminger: Welche Maßnahmen konnten Sie zu diesen Themen in Ihrer Rolle als Präsident von ICOM Deutschland ergreifen?

Wir reagierten auf zweierlei Art: Zum einen situativ, und zum anderen strategisch. Nicht immer reichten unsere personellen und finanziellen Möglichkeiten aus, um das Wünschenswerte auch zu realisieren. Der Vorstand von ICOM Deutschland handelt ja ehrenamtlich und alle Vorstände sind in ihren Hauptberufen gut ausgelastet, und die Geschäftsstelle war mit einer Geschäftsführung in Vollzeit und zwei Teilzeitkräften nicht allzu üppig besetzt.

Situative und fallbezogene Reaktionen erfolgten durch Stellungnahmen, Pressemitteilungen oder Schreiben an politisch Verantwortliche. An der anlässlich eines konkreten Falles in der F.A.Z. geführten Debatte um Sammlungsverkäufe beteiligten wir uns mit einem Leserbrief.

Manchmal konnten wir eine gewisse Wirkung erzielen, wenn unsere Pressemitteilung, wie die zum Altonaer Museum, von den lokalen Zeitungen und Rundfunksendern aufgegriffen wurde. In anderen Fällen schien es uns besser, öffentliche Aufmerksamkeit zu vermeiden und stattdessen mit Schreiben an die Spitzen der Museumsträger direkt Einfluss zu nehmen.

Nachhaltig wirken sollten dagegen die von uns in Angriff genommenen strategischen Maßnahmen, die Problembewusstsein wecken und Handlungsempfehlungen geben sollten. Den Kompass lieferte der Weltverband ICOM, wo »capacity building« als wichtige Aufgabe figuriert. Ein zentraler Text, den es zu verbreiten galt, ist der von ICOM definierte »Code of Ethics«. Diese »Ethischen Richtlinien für Museen« zu übersetzen und gemeinsam mit ICOM Schweiz (als Herausgeber) und ICOM Österreich zu drucken und in zehntausendfacher Auflage kostenlos zu verteilen, war 2010 ein wichtiger Schritt auf dem Weg, die Position von ICOM als Instanz in museumsethischen Fragen zu festigen. Um den ethischen Aspekt einer verantwortungsvollen Museumsarbeit noch deutlicher werden zu lassen, starteten wir Veranstaltungen dazu. Die Jahrestagung 2010 war der »Ethik des Sammelns« gewidmet und thematisierte verantwortungsvolles Sammeln in Museen, das Agieren von Privatsammlern und ihr Verhältnis zu öffentlich getragenen Institutionen, und vor allem auch Fragen von Raubkunst und Provenienzforschung. Die enge Zusammenarbeit mit der »Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste« war durch die Präsenz von ICOM Deutschland in deren Beirat gegeben. Eine weitere Tagung führten wir 2013 zu der »Ethik des Bewahrens« durch.

Unter museumsethischen und museumspolitischen Vorzeichen stand auch der Plan für eine gemeinsame Tagung mit ICOM Russland. Solche im Ausland gemeinsam mit anderen Nationalkomitees abgehaltene Tagungen hatte Hans-Martin Hinz in seiner Amtszeit bei ICOM Deutschland eingeführt. Ausgangspunkt der Überlegungen zu dem Vorhaben mit Russland war ein

2011 mit meiner Kollegin Galina Alekseeva geführtes Gespräch über die Einflussnahme der Politik auf die dortigen Museen. Beispielsweise versuchte gerade zu dieser Zeit die russisch-orthodoxe Kirche Ikonen, die sich zum Teil schon seit dem 19. Jahrhundert in musealen Sammlungen befanden, wieder für ihre Gotteshäuser zurückzubekommen, und bediente sich dazu der ihr wohlgesinnten Politik, um Druck auszuüben. Wir kamen überein, solche zunehmend zu beobachtenden politischen Einflussnahmen in einer Tagung unter dem Titel »Museum & Politics« zu diskutieren. 2013 schloss sich das damals noch sehr junge Nationalkomitee der Vereinigten Staaten, ICOM US, dem Projekt an. Für ICOM Russland waren die Tagung und ihr Thema sehr wichtig, und es lag den dortigen Kolleginnen und Kollegen die weitere Pflege internationaler Verbindungen sehr am Herzen, weil sich gerade in dieser Zeit das politische Klima in Russland deutlich veränderte. Zweifel an dem gemeinsamen Vorhaben kamen in Deutschland und den USA auf, nachdem sich der russische Staat mit der Besetzung der Krim 2014 international ins Unrecht gesetzt hatte. Die Befürchtung, russische Behörden könnten unerwünschten Einfluss auf die Tagungsinhalte nehmen, war nicht völlig unbegründet. Letzten Endes hielten alle drei Komitees an der gemeinsamen Planung fest und die Tagung konnte, von deutscher Seite unter der Leitung meines Nachfolgers Michael Henker, mit großem Erfolg realisiert werden. ICOM Russia war sehr auf die Vermeidung sichtbaren politischen Einflusses bedacht, doch ließ sich in persönlichen Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen beobachten, dass der vorherrschende illiberale politische Kurs teilweise auch auf das internationale, aufgeklärte intellektuelle Milieu der Museumsszene abgefärbt hatte. Einmal mehr hatte sich aber erwiesen, wie wichtig es ist, auch und gerade in schwierigeren Zeiten international im Gespräch zu bleiben.

Erwähnen möchte ich im Hinblick auf unsere internationalen Kooperationen auch eine 2012 gemeinsam mit ICOM Belarus und dem Goethe-Institut veranstaltete Seminarreihe in Minsk unter dem Titel »Museen als Bildungsort im 21. Jahrhundert«. Generell war mir, wie auch meinen Vorgängern und Nachfolgern, die internationale Zusammenarbeit im Rahmen des Weltverbandes ICOM ein großes Anliegen.

Entstanden einige der strategischen Maßnahmen aus den situativen Handlungsbedarfen heraus, wie beispielsweise der Leitfaden zum Thema des Bewahrens?

Ja, das entwickelte sich teilweise aus sehr direkten, unmittelbaren Erfahrungen heraus. Als Direktor der Kunstsammlungen der Veste Coburg befasste ich mich mit kontaminierten Sammlungen, die unsere Restauratoren identifiziert hatten. Parallel zur Vorbereitung der Tagung »Zur Ethik des Bewahrens« 2013

in Köln entstand der Plan zur Erstellung eines »Leitfaden Vorbeugende Konservierung«. Er sollte so abgefasst sein, dass auch die vielen kleineren Museen ohne spezielles restauratorisches Fachpersonal davon profitieren konnten. Unter der Federführung von Prof. Dr. Friederike Waentig (FH Köln) wurde der Leitfaden 2014 fertiggestellt und genießt, soweit ich das sehen kann, einen guten Ruf. Vom Risikomanagement über die wichtigsten Schadensfaktoren bis hin zu Aspekten eines sicheren Museumsdepots sind die Probleme in anschaulicher Weise aufbereitet und mögliche Maßnahmen kurz aufgelistet.

Die beiden genannten Handreichungen, der »Code of Ethics« und der »Leitfaden vorbeugende Konservierung« – andere Handreichungen entstanden in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Museumsbund – waren für mich als nachhaltige und langfristige strategische Maßnahmen von besonderer Bedeutung. Das Ergreifen situativer und spontaner Maßnahmen war ebenso nötig, wirkte aber oft nur begrenzt.

Welche ICOM-Arbeit konnten Sie ansonsten während Ihrer Amtszeit umsetzen?

Wichtig für den rasch wachsenden Verband war eine Überarbeitung der inneren Strukturen, der Organisation der damals unter der Leitung von Johanna Westphal mit einem kleinen Team geführten Geschäftsstelle, und die Änderung der rechtlichen Verfassung des Deutschen Nationalkomitees. ICOM Deutschland hatte in kurzer Zeit ein enormes Mitgliederwachstum. Es war unübersehbar, dass viele die Mitgliedschaft bei ICOM lediglich um der begehrten Karte willen suchten, deren Inhabern weltweit von den meisten Museen auf freiwilliger Basis freier Eintritt gewährt wird. So mancher Antrag wurde nicht von Museumsprofis gestellt, denen eigentlich die Mitgliedschaft vorbehalten sein sollte. Ein weiterer Punkt, der den Vorstand und die Geschäftsstelle intensiv beschäftigte, war die Gründung eines eingetragenen Vereins. Bis 2011 war ICOM Deutschland im Sinne des BGB einfach eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts.

Also die Organisationsstruktur wurde reformiert?

Ja, ohne die Organisationsform eines eingetragenen Vereins lasteten auf Präsident und Vorstand erhebliche Haftungsrisiken. Die Erstellung der Satzung mit Hilfe einer Anwaltskanzlei und des sehr versierten und engagierten Kollegen Werner Hilgers zog sich fast ein Jahr hin. Auch eine Prüfung unseres Vereins als Zuwendungsempfänger des Bundes durch das Bundesverwaltungsamt zog eine Reihe von organisatorischen Maßnahmen nach sich, wie etwa die Abfassung von Stellenbeschreibungen, die Revision von Auftragsvergaben und anderes mehr. Angesichts der rasch anwachsenden Mitgliederzahlen

musste die Professionalisierung der Verwaltungsarbeit und vor allem die Standardisierung des Aufnahmeverfahrens weiter vorangetrieben werden.

Inwiefern kontrollierten Sie die Bewerbungen intensiver?

Die Ausdifferenzierung der Arbeitsfelder im Museum, die Zunahme von freiberuflicher Tätigkeit, die auch, aber nicht ausschließlich auf das Museum gerichtet war, das Interesse von Hochschullehrern, Kunstverlegern, Designern oder Architekten an unserem Verband, all dies zwang uns, die Kriterien für das Aufnahmeverfahren zu überdenken und präzise zu formulieren. Studierenden aus museumsnahen Studiengängen und aus dem Bereich der Restaurierung war die Mitgliedschaft möglich, aber auch Doktoranden aus anderen Fächern, die sich mit einem museumsspezifischen Thema befassten. Das Weiterbestehen der Voraussetzungen für eine ICOM-Mitgliedschaft von Studenten und Kolleginnen und Kollegen mit befristeten Verträgen – leider eine damals deutlich zunehmende Praxis – sollte in gewissen Abständen nachgewiesen werden. Aus meiner Sicht sollte ICOM ein Verband von »museum professionals« bleiben und sich nicht um der Generierung von Mitgliedsbeiträgen willen zu einer Interessengruppe von »Museumsfreunden« wandeln. Nur die strikte Wahrung von Professionalität gewährleistet auch in Zukunft, dass die Stimme von ICOM ernst genommen wird. Die Prüfung der Mitgliedschaftsvoraussetzungen bedeutete einen enormen Zeitaufwand und viel Ärger, man glaubt gar nicht, wie aggressiv Menschen werden können, wenn sie sich um einen ihnen vermeintlich zustehenden finanziellen Vorteil gebracht sehen. Trotzdem blieb das Wachstum dynamisch, Deutschland stellt nach wie vor das mitgliederstärkste Nationalkomitee bei ICOM.

Wie gestalteten Sie das Tagungsprogramm während Ihrer Amtszeit?

Die dreijährliche Tagung am Bodensee gemeinsam mit ICOM Österreich und der Schweiz mit dem Thema des Tourismus im Jahr 2009 hatte noch mein Vorgänger Dr. York Langenstein vorbereitet. Die Tagungen zur »Ethik des Sammelns« 2010 und zur »Ethik des Bewahrens« 2013 waren ein programmatisches Anliegen. Gemeinsam mit ICOM Ungarn tagten wir 2011 in Budapest zu dem Thema »Ways to the Museum, ways through the Museum«. Im Mittelpunkt stand die Frage, welche Qualifikationen angehende Museumsfachleute für die Arbeit im Museum mitbringen müssen und welche Weiterbildungsmöglichkeiten vorhanden sind. Es war interessant zu erfahren, dass es in Ungarn kein Museologiestudium gab, sondern die Museen ihre Mitarbeiter beispielsweise durch Workshops und Seminare selbst aus- und weiterbildeten. 2012 fand wieder ein Bodenseetreffen statt, das von ICOM Österreich unter den Titel »Die Tücke des Objekts« gestellt worden war.

Welche Publikationen zählen Sie zu Ihrer Amtszeit?

Die Übersetzung und Verbreitung der »Ethischen Richtlinien von ICOM« war für mich von großer Bedeutung. Nachdem die Publikationen von ICOM Deutschland bis dahin unregelmäßig erschienen waren, begründeten wir 2010 die Reihe der »ICOM Deutschland Beiträge zur Museologie«, um eine systematische Veröffentlichungsform für unsere Handreichungen aufzubauen. Sie setzte ein mit einer etwas spröde anmutenden, aber doch wichtigen Publikation zur Systematik vor dem Hintergrund zunehmender Digitalisierung, der »Definition des CIDOC Conceptual Reference Model«, mit den Tagungsbänden zu »Museen und Kulturtourismus«, »Zur Ethik des Sammelns«, »Zur Ethik des Bewahrens« und dem zu meiner Amtszeit auf den Weg gebrachten, 2014 fertiggestellten Leitfaden »Präventive Konservierung« war die Reihe bald auf fünf Bände angewachsen.

Wie sollte man bei ICOM Deutschland heutzutage mit Herausforderungen umgehen?

Im Tagesgeschäft reagieren, um Museen zu unterstützen, aber die großen Linien, das Strategische nicht aus dem Blick verlieren und die museumsethischen Grundsätze weitergeben. Auch das internationale Netzwerk bekannt machen, über das der Weltverband verfügt. Es zu nützen ist eine unglaubliche Chance für alle, die im Museum arbeiten.

Wichtig scheint mir auch, dass ICOM keine der Kernaufgaben des Museums aus dem Auge verliert, das Sammeln, Bewahren, Erforschen und Vermitteln.

Wo sehen Sie Versäumnisse, die ICOM Deutschland eher hätte angehen sollen?

Den Umgang mit dem kolonialen Erbe. Für die ethnologischen Museen in Deutschland war das schon lange ein Thema. Wir hätten das stärker berücksichtigen sollen, erkennen müssen, wie sich die gesellschaftliche Debatte auf das Thema richtet.

Wie würden Sie die Zusammenarbeit mit der ICOM-Zentrale in Paris während Ihrer Amtszeit beurteilen?

ICOM ist mit seinem überwältigenden Netzwerk an Museumsfachleuten eine große Bereicherung für die eigene Arbeit, wir haben in Deutschland immer davon profitiert und mitgewirkt, wenngleich nur ein kleiner Prozentsatz unserer Mitglieder international aktiv geworden ist. ICOM Deutschland hat die globalen Bemühungen von ICOM zur Bekämpfung des illegalen Handels mit Hilfe der Roten Listen immer durch Übersetzungen und Verbreitung unter-

stützt, ebenso Maßnahmen wie den Internationalen Museumstag. Das Verhältnis zwischen der Geschäftsstelle von ICOM Deutschland und der Mitgliederabteilung des Sekretariats in Paris war stets hervorragend. Aber es gab zu meiner Amtszeit auch Irritationen. Sie traten auf, als 2008 ein neuer Generaldirektor in Paris sein Amt antrat, ein Absolvent der Elite-Hochschule ENA (École nationale d'administration), der mit seinen Vorstellungen einer zentralistischen Verwaltung des Verbandes in einen gewissen Gegensatz zu den Repräsentanten der nationalen und internationalen Komitees geriet, die mehr Teilhabe und Mitsprache in den Organen des damals mit etwa 30.000 Mitgliedern doch recht großen Verbandes anstrebten. Vieles, was der neue Generaldirektor auf den Weg brachte, war sinnvoll und aus rechtlicher und organisatorischer Sicht sogar zwingend geboten, doch lag sein Fokus erkennbar auf den vom ICOM-Sekretariat angestoßenen und ausgeführten Projekten, wohingegen die Nationalkomitees sich nicht immer ausreichend berücksichtigt fanden und sich teilweise gegängelt fühlten. Mit Blick auf die Satzung verweigerte er sich beispielsweise den Bemühungen des Advisory Committee, der Versammlung der Präsidenten der nationalen und internationalen Komitees, um mehr Mitsprache und mehr Zeit für Beratungen bei den Generalversammlungen. Auch in bürokratischer Hinsicht wurden lange geübte Praktiken durch offenkommuniziertes Misstrauen gestört. Es war zum Beispiel üblich, dass ICOM Deutschland am Ende des Jahres immer einige überzählige Jahresmarken bekam, weil beim Versand von einigen tausend die Marken enthaltenden Jahresrechnungen immer Briefe verloren gingen und schneller Ersatz benötigt wurde. 2010 gab es plötzlich Schwierigkeiten mit dieser Reserve, so als ob ICOM Deutschland mit den überzähligen Marken Schwarzhandel betreiben würde. Schließlich lenkte das Sekretariat in Paris ein. Darauf angesprochen sagte mir die damalige Finanzreferentin des Pariser Sekretariats gnädig: »Ich weiß nicht warum, aber ich vertraue Ihnen.« Diese flapsige Bemerkung kennzeichnet das zeitweise herrschende Klima.

Wie würden Sie das aus heutiger Rückschau beurteilen?

Die Konflikte führten letztlich zu einer umfassenden und fruchtbaren Diskussion und Überarbeitung der Verfassung von ICOM und seiner Organisationsstruktur, und zur Neufassung von Satzung und Geschäftsordnung. Dem damaligen ICOM-Präsidenten Hans-Martin Hinz war es gelungen, den Verband konstruktiv zu konsolidieren.

Gibt es auch Dinge, die Sie in Ihrer Amtszeit nicht umsetzen konnten und dies als Versäumnis sehen?

Manche von meinem Vorstand und mir angestoßene Projekte konnten erst nach dem Ende meiner Amtszeit abgeschlossen werden, das ist so bei einem Verband, der die Amtszeiten – vernünftigerweise – begrenzt. Auf meiner Agenda stand die Gründung des deutschen Nationalkomitees von »Blue Shield«, der den Zielen der Haager Konvention von 1954 zum Schutz von Kulturgut in bewaffneten Konflikten und in Krisensituationen gewidmeten Vereinigung, zu deren konstituierenden Mitgliedern auch ICOM gehört. Wir haben die Gründung zwar ernsthaft betrieben, aber leider nicht mehr vollenden konnten.

Insgesamt hätte ich mir in Politik und Medien etwas mehr Aufmerksamkeit gewünscht für unsere Arbeit. ICOM Deutschland wurde zwar seitens der Bundesregierung bei der Beratung von einschlägigen deutschen und europäischen Gesetzesvorhaben (Kulturgutschutz, Urheberrecht) einbezogen, ein Schwergewicht im politischen Umfeld sind wir aber nicht gewesen.

10.2 Kommentierung durch die Interviewerin

Das erste persönliche Treffen mit Dr. Klaus Weschenfelder fand im Rahmen der ICOM-Tagung 2019 in München statt.

Die Terminfindung und -vereinbarung war trotz anfänglich entgegengebrachtem Misstrauen sehr unkompliziert. Auch beim Empfang bei der Ankunft in Coburg war er überaus zuvorkommend und die Interviewsituation war entspannt. Das Interview fand bei dem Interviewten zuhause, genauer in dessen Arbeitszimmer statt. Im Nachhinein stellte Dr. Weschenfelder die Vorgehensweise und das Erkenntnisinteresse deutlich in Frage. Dennoch lieferte er zügig eine neue, von ihm freigegebene Version des Interviews. Einige Male wurden dabei die Narrative des Gesprächs verändert, inhaltlich blieb es trotz alledem vergleichbar. Dr. Weschenfelder antwortete sehr strukturiert auf die gestellten Fragen, die ihm im Vorhinein per E-Mail zukamen und er sich dazu Notizen zurechtlegte. Im Laufe des Gesprächs kam es vermehrt zu Fragen abseits des Leitfadens, auch zu persönlichen Eindrücken, die in der Überarbeitung des Interviews oftmals als redundant gesehen wurden. Kritische Aussagen hingegen, vor allem in Bezug auf die Zusammenarbeit mit der Zentrale in Paris, wurden beibehalten. Kritik in den eigenen Reihen wurde auch während des persönlichen Gesprächs nicht geübt.

Zusammenfassend war das Interview mit Dr. Weschenfelder nichtsdestotrotz sehr informativ.

11. Interview mit Dr. Michael Henker, ICOM Deutschland-Präsident 2014–2016

11.1 Interviewtext

Dr. Michael Henker im Interview zu den Herausforderungen für ICOM Deutschland während seiner Amtszeit als Präsident (2014–2016), durchgeführt von Tanja Leiminger am 19. Mai 2020 in München:

Die Jahre meiner Präsidentschaft von ICOM Deutschland – von 2014 bis 2016 – waren sowohl innenpolitisch als auch auf internationaler Ebene sehr interessant und brisant. Beide Aspekte beeinflussten die Verbandsarbeit und speziell meine Rolle als Präsident stark.

Zum einen manifestierte sich in der deutschen Innenpolitik zunehmend die Auffassung, dass Kultur und Museen konstitutiv für den Zusammenhalt der Gesellschaft sind. Viele Politiker hatten dieses Bewusstsein längst entwickelt, andere schoben das jedoch gerne beiseite. Durch die jüngst durchgeführte Bundestags- und Landtagswahl in Bayern traten viele neue politische Akteure ihre Ämter an, die es immer wieder von Neuem von der Wichtigkeit kultureller Arbeit zu überzeugen galt. Die neu gewählten Ansprechpartner waren im Bund Frau Prof. Monika Grütters und in Bayern Herr Dr. Ludwig Spaenle.

Zum anderen blieb auch in Deutschland die Kultur von internationalen Ereignissen nicht unbelastet. Wir befanden uns inmitten der Planungen der 2013 beschlossenen Jahrestagung zum Thema ›Museums Politics and Power‹, von ICOM Deutschland zusammen mit ICOM USA und ICOM Russland, als die instabile politische Situation in der Ukraine zur russischen Annexion der Krim führte. Aus dem ukrainischen Nationalkomitee sowie auf internationaler Ebene erhoben sich kurzfristig Stimmen gegen eine Tagung mit ICOM Russland als Partner. Im Vorstand kamen wir jedoch letztendlich zu dem Beschluss, an der Durchführung der Tagung festzuhalten. Der Dialog auf der Ebene des Kulturaustausches sollte unabhängig von der politischen Situation der beteiligten Länder unbedingt weitergeführt werden. Durch unsere Argumentation konnten wir selbst erreichen, dass ICOM USA – die gegenüber Russland viel größerem politischen Druck ausgesetzt waren – weiterhin als Partner teilnimmt. Wir setzten den weltweiten Call for Papers fort und erhielten 340 Essays von denen wir etwa 120 sorgfältig ausgewählte Beiträge in vier

Sektionen auf zwei Generalsitzungen aufteilen. Der erste Teil der Tagung fand vom 9. bis 12. September 2014 in St. Petersburg in der Eremitage und in der Admiralität statt. Den zweiten Teil führten wir direkt im Anschluss an zwei Tagen (13. und 14. September 2015) in Jekaterinburg mit dem Schwerpunkt Industrielles Erbe und Technikmuseen durch. Rückblickend war die gemeinsame Tagung in Russland sehr erfolgreich und erhielt nicht zuletzt wegen der außerordentlichen Gesamtsituation weitreichende mediale Resonanz.

Mit etwas zeitlicher Verzögerung erreichten uns Fotografien, die das beschlossene Museum des Donbass in Donezk zeigten und die nicht nur in Deutschland für Empörung sorgten. Bei den Pariser June Meetings 2015 bildeten wir anlässlich der akuten Bedrohung der Museen in der Ukraine durch diese prekäre politische Situation die ad hoc Gruppe ›Museums in Danger‹, die ich zusammen mit Martina Lehmannova, Präsidentin von ICOM CZ, leitete. Das vorübergehend einberufene Komitee setzte sich aus den ICOM-Nationalkomitees von Deutschland, Österreich, Tschechien, Polen, Weißrussland, der Slowakei, den baltischen Komitees und auch den Nationalkomitees der Konfliktparteien ICOM Ukraine und Russland zusammen. Im Rahmen eines großen Museumskongresses in Lodz, den wir mit den teilnehmenden ICOM-Komitees abhielten, versuchten wir, bei beiden Parteien um Verständnis für die dort entstandene Situation zu werben, denn dieser militärische und politische Konflikt löste auch innerhalb der Kulturwelt eine katastrophale Grundstimmung aus. Wir bemühten uns außerdem, mit Hilfe des damaligen Präsidenten des ICOM-Weltverbandes, Prof. Hans-Martin Hinz, die diplomatischen Möglichkeiten von ICOM International zu nutzen. Unsere Bestrebungen zur Verbesserung der Situation blieben jedoch ohne Resonanz. Weiterhin schwierig gestaltete sich das Vorhaben, den betroffenen Museen im Donbass Hilfsgüter und Hilfsleistungen zur Verfügung zu stellen, die aufgrund des Krieges geschlossen blieben. Von uns angebotene Ressourcen, wie etwa Drucker etc. wurden zu diesem Zeitpunkt schlichtweg nicht benötigt, da sie nicht einmal eingesetzt werden konnten.

Zeitgleich dazu ereignete sich 2015 das verheerende Erdbeben im Kathmandu Tal in Nepal. Dort konnte die Taskforce des ICOM-Weltverbandes vor Ort Hilfsgüter zur Verfügung stellen und Geldleistungen kanalisieren, woran wir uns – darunter auch ich persönlich – mit höchstem Engagement beteiligten.

Neben diesen einschneidenden politischen Ereignissen bildete ein weiterer Aspekt einen der inhaltlichen Schwerpunkte meiner Amtszeit. Nach über 40 Jahren erließ die UNESCO eine neue weltweite Empfehlung: Die ›Recommendation concerning the Protection and Promotion of Museums and Collections, their Diversity and their Role in Society‹. Eine UNESCO Recommendation stärkt die Position von Museen erheblich und bietet Schutz vor Gewalt, Schließung

oder wirtschaftlichem Bankrott. Die Bundesregierung bat mich, als deutscher Experte an der dreitägigen Sitzung bei der UNESCO in Paris teilzunehmen, was mir eine Ehre war. Vor Ort setzte ich mich erfolgreich für die Berücksichtigung öffentlicher Sammlungen in der Neufassung der Schutzbestimmung ein. Diese sollten ebenfalls in den Geltungsbereich der Empfehlung fallen, da es meiner Meinung nach in dieser Hinsicht keine großen Unterschiede mehr zu klassischen Museen gibt. Mit entsprechenden Einschränkungen und Abgrenzungen zu privaten Sammlungen konnte die finale Fassung ausformuliert, mit zufriedenstellendem Ergebnis umgesetzt und veröffentlicht werden.

Darüberhinaus standen Gutachten zur Umsetzung neuer EU-Richtlinien, wie der sogenannten ›Public Sector Information Guideline‹, an. Diese Richtlinie hätte bestimmt, dass alle mit öffentlichen Mitteln erhobenen Daten mit uneingeschränktem Zugang öffentlich bereitgestellt werden müssten. Für Museen und größere Sammlungen hätte dies den Wegfall des Einkommenszweiges durch die Vergabe von Abbildungsgenehmigungen bedeutet.

Doch nicht nur der finanzielle Aspekt war wichtig, auch die Nachverfolgung der Urheberrechte wäre durch solch einen Beschluss nicht mehr gewährleistet gewesen. In einer kritischen Stellungnahme wies ich auf die damit einhergehenden, erheblichen Schwierigkeiten hin.

Im Hinblick auf diese Problematiken wurde die Richtlinie in einer entsprechend abgeänderten Form umgesetzt. Für Museen bedeutete das konkret die Verpflichtung zur Herausgabe von angefragtem Bildmaterial, die jedoch gegen eine sogenannte Verwaltungsgebühr erfolgen kann.

Was ich des Weiteren bewirken wollte, war eine zusätzliche thematische Schwerpunktsetzung bei dem Motto des internationalen Museumstages. Die bisher umgesetzten Themen stellten meiner Meinung nach ein zu positiv gefärbtes Weltbild dar, wie ›Museums make Friends‹ oder ›International Heritage‹. Daher schlug ich bei den June Meetings 2015 ein handfesteres Motto, nämlich ›Museums and Hard History‹, vor. Die Aufgabe der Museen ist neben der Erhaltung und positiven Beeinflussung der Gesellschaft vor allem auch die Dokumentation schwieriger Zeiten.

Ich bin sehr stolz, dass die General Assembly sich auf das Motto ›Museums and contested Histories‹ einigen konnten und somit deutlich machte, dass wir uns auch auf dieser Ebene mit eventuell problematischen Inhalten beschäftigen.

Auch die Neufassung der bestehenden Museumsdefinition war einer der Schwerpunkte meiner ICOM-Arbeit. Beim ICOM-Weltkongress in Kyoto 2019 wurde ein viel diskutierter Vorschlag zu einer neuen Definition gemacht. Nach breiter Auffassung beinhaltete dieser jedoch viele Aspekte, die zu zentriert auf die westliche Welt waren und es daher nicht sinnvoll wäre, diese in einer all-

gemeinen Museumsdefinition festzuschreiben. The well-being of the planet und andere philosophische Ansätze mögen in ihren Grundgedanken Werten entsprechen, die ein Museum vermitteln soll. Allerdings müssen wir beachten, dass Museen weltweit mit einer neuen Museumsdefinition arbeiten, sich darüber definieren und gewährleisten sein muss, dass sie sich damit vor allem vor der Politik als unterstützenswerte Institution rechtfertigen können. Innerhalb eines Komitees von weltweit zwölf Mitgliedern befassen wir uns daher mit der Entwicklung einer universal funktionierenden Neufassung. Ein interessanter Aspekt für eine Erweiterung der Museumsdefinition wäre die Aufgabe von Museen, das gegenseitige Verständnis in der Gesellschaft, zwischen Staaten und Individuen zu vertiefen. In der bisherigen Museumsdefinition wird das so nicht thematisiert. Bei der Weiterentwicklung hoffe ich auch auf das Mitgliederforum, damit wir bei der nächsten Generalkonferenz in Prag 2022 eine gute, fortgeschriebene Definition präsentieren können.

Auf nationaler Ebene schlug zu dieser Zeit der sogenannte Schwabinger Kunstfund hohe Wellen. Die Wiederentdeckung von angenommen in der NS-Zeit geraubten Kunstwerken fachte die Debatte über den Umgang mit und die Rückgabe von verfolgungsbedingt entzogenem NS-Raubgut wieder an. Als Gründungsmitglied des Komitees Kulturerbe innerhalb des deutschen Kulturbundes, initiierte ich diese Diskussion ohne Verzögerung auch bei ICOM Deutschland.

Außenpolitisch betrachtet baute sich massiver Druck auch durch den Jewish World Congress und die Commission for Material Claims against Germany auf. Die Sachlage wurde jedoch teils überspitzt dargestellt, denn Deutschland bemühte sich seit langem und dauerhaft sehr wohl um die Aufarbeitung dieses Aspekts seiner Geschichte, doch die Bearbeitung von Restitutionsansprüchen ist kompliziert. Viele Kunstwerke wurden nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges am Arts Collecting Point im heutigen Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München gesammelt und an ihre Besitzer oder deren Erben zurückgegeben. Dennoch blieb eine umfangreiche Liste an unauffindbaren Objekten und Objekten mit unklaren Besitzansprüchen bestehen. In der Washingtoner Erklärung verständigte man sich schließlich darauf, die Suche in Deutschlands öffentlichen Sammlungen fortzusetzen.

Im Zuge der neu entflammten Debatte berief BKM Frau Grütters in Berlin die »Taskforce Schwabinger Kunstfund«, die sich mit dessen Sichtung und eventuellen Restitutionsansprüchen, einem sehr zeitaufwändigen und komplizierten Unterfangen, beschäftigte. Mit zunehmender Dauer wuchs der externe Druck auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Taskforce trotz guter Arbeit, da sich eine breite internationale Öffentlichkeit auch in dieser Angelegenheit eine schnellere Vorgehensweise erhoffte.

Aus persönlicher Überzeugung versuchten mein Vorstandskollege Matthias Henkel und ich, innerhalb von ICOM ein internationales Fachkomitee für Provenienzforschung zu gründen, womit wir jedoch scheiterten. Was wir in diesem Bezug auf den Weg bringen konnten, war eine Handreichung zur Provenienzforschung, die kleineren und mittleren Museen Hilfestellung bieten sollte. Im Endstadium der Planungen für die Veröffentlichungen der Handreichung intervenierte BKM, da der Leitfaden ihrer Meinung nach beim Deutschen Zentrum für Kulturgutverluste erscheinen sollte. Dies hatte zur Folge, dass die Fertigstellung des Leitfadens für Provenienzforschung aufgrund vieler neuer Partner drei Jahre länger dauerte und schließlich erst im Jahr 2019 erschien. Mittlerweile wurde eine englische Übersetzung veröffentlicht und damit nicht zuletzt ein internationales Zeichen gesetzt, dass Deutschland diese Thematik durchaus ernst nimmt.

Auch in Nordrhein-Westfalen wurden Kunstwerke »wiederentdeckt«. Im Zuge des Insolvenzverfahrens der dortigen Landesbank wurden im Spielkasino Aachen frühe Werke von Andy Warhol gefunden, die im Ausland versteigert werden sollten. Um dies zu verhindern, bildete sich erneut ein Ad-hoc-Komitee im deutschen Kulturrat zur Frage des Verkaufes von Kulturgut aus öffentlichem Besitz. Neben der Veröffentlichung von Stellungnahmen nahmen wir dies vor allem zum Anlass, unsere Expertise in die von der Europäischen Union vorgegebene Novellierung des Kulturgutschutzgesetzes einzubringen. Jedes europäische Land war dazu angehalten, eine Neufassung des betreffenden Gesetzes unter Einhaltung bestimmter Eckpunkte vorzulegen, die Kunstwerke durch gewisse Wert- und Altersgrenzen entsprechend schützt und generell den Umgang mit Kulturgut umfassend regelt.

Dieses Verfahren beinhaltete unglaubliche viele Fallstricke. Die Organisation des internationalen Leihverkehrs oder Herkunftsfragen von Objekten waren wichtige Aspekte, die nicht verkompliziert oder gar außer Acht gelassen werden durften. Zu meiner Freude wurden neben Verwaltungsjuristen auch wir als Museumsexperten von ICOM zu Gutachten, schriftlichen Stellungnahmen und öffentlichen Anhörungen aufgefordert und konnten so unsere fachlichen Belange vertreten. Ein aufwendiger Prozess, an dem wir uns positiv und intensiv beteiligten, sodass dieser am Ende ein durchaus achtbares Ergebnis zeigte.

Schon mein ganzes Berufsleben lang und somit auch bei ICOM ist die Sicherung und Wahrung des kulturellen Erbes ein bestimmendes Thema meiner Tätigkeiten. Mir ist es ein großes Anliegen, wie innerhalb der gesellschaftlichen Entwicklung Kulturerbe als konstituierendes Grundelement einer jeden Gesellschaft in allen möglichen Ausprägungen und Ausformungen in Wert gehalten werden und in Wert gesetzt werden kann.

Uns steht großes materielles und immaterielles Erbe zur Verfügung und wir müssen dafür sorgen, dass es in einem größeren, weltweiten kulturgeschichtlichen Zusammenhang vermittelt und verstanden wird. Fachtagungen wie etwa zu neuen Restaurierungs- und Konservierungstechniken, sowie zum Umgang mit Kulturgut und zur Ethik des Sammelns sollten dieses Bewusstsein unserer Museumskolleginnen und -Kollegen schärfen.

Auf den Tagungen beschäftigten wir uns mit allgemeinen ethischen Fragen zu Museumssammlungen, aber auch praktische Themen wie Richtlinien für Depotbau und -bestückung wurden erörtert.

Auch die Inklusion im weitesten Sinne war zu meiner Amtszeit Thema. Nicht nur für eindeutig im Sehen, Gehen und Verstehen behinderte Menschen, auch die Inklusion von kulturfernen Gruppen beschäftigte unseren Vorstand.

Ebenso der Umgang mit Asylbewerbern, Flüchtlingen, Vertriebenen, denen wir gerne unsere Werte und unser kulturelles Erbe vorstellen und es in Bezug zu dem ihren setzen wollten. Wir entwarfen weg vom eurozentrischen Denken erfolgreiche und weniger erfolgreiche Strategien und mussten letzten Endes feststellen, dass sich diese aufgrund der verschiedenen Ausführungsmöglichkeiten und örtlichen Gegebenheiten stark voneinander unterscheiden können. Der wichtigste, universal geltende Aspekt ist jedoch stets das Vertiefen des gegenseitigen Verständnisses.

All diese Dinge nahm ich aktiv wahr, andere stieß ich wiederum an. Etwa die Jahreskonferenz in Schweden im vorletzten Jahr. Eine Kooperation mit ICOM Dänemark, Schweden, Norwegen, Island, Finnland und den Faröer Inseln, deren intensive Vorbereitungen noch in meiner Amtszeit begannen. Der Vorstand und die amtierende Präsidentin, Frau Prof. Reifenscheid, führten diese zu meiner Freude erfolgreich weiter und organisierten eine wunderbare Tagung in Schweden.

Wie denken Sie sollte man bei ICOM Deutschland heute mit den Herausforderungen umgehen?

Im Moment ist die Digitalisierung ein großes Generalthema. Museen in der digitalen Welt, neue Angebote, neue Positionen, die, extrem gesprochen, die Frage in den Raum stellen, ob das Original aufgrund von umfassender Verfügbarkeit von Reproduktionen seinen Wert verliert. Ich bin jedoch der Meinung, dass die Aura des Originals und das Original selbst noch lange wirksam sein werden. Somit müssen wir das Original und die neuen Möglichkeiten der Digitalisierung in einer positiven Art und Weise, auch zusammen mit den unterschiedlichen Nutzbarkeiten des Kulturgutschutzgesetzes, in einem sinnvollen und nicht zu komplizierten Gesamtkonzept miteinander verbinden. Vor allen

Dingen muss für jede einzelne Institution neben allen Richtlinien immer ausreichender Freiraum der Gestaltung offen bleiben.

Allgemein sollten wir uns immer die Frage stellen, wie wir Neuerungen positiv beeinflussen und unser vorhandenes Kulturerbe schützen, in Wert setzen und erhalten können. Die Diskussion darüber mit der Politik muss weiter aktiv geführt werden, um immer wieder um Verständnis und Unterstützung für die Museen und Sammlungen zu werben, da Museen als Zuschussbetriebe »nur« über die Umwegrendite Geld in die öffentlichen Kassen bringen.

Um dies zu erreichen, sollte ICOM Deutschland vor allem national sichtbarer werden, weiterhin Handreichungen veröffentlichen und Standards setzen.

Wie sahen Sie die Zusammenarbeit mit der Zentrale in Paris damals und aus heutiger Sicht?

Mit Hans-Martin Hinz als Weltpräsident gestaltete sich die Zusammenarbeit über lange Zeit hinweg sehr gut. Auch die Referate dort waren mit Personen besetzt, die, nicht zuletzt aufgrund unserer Mitgliederstärke, stets den Kontakt zu uns suchten, sodass es nie Schwierigkeiten gab.

Die amtierende ICOM-Weltpräsidentin – die türkische Kollegin Suay Aksoy³⁰ – ist eine sehr fähige Frau, die das deutsche Nationalkomitee sehr schätzt.

So gesehen arbeiteten wir bestens mit der Zentrale in Paris zusammen, mit der Geschäftsstelle in Berlin sowieso.

Welche Versäumnisse sehen Sie aus heutiger Sicht?

Zwar reagierten wir innerhalb des Verbandes mit der Handreichung zur Provenienzforschung schnell und effizient, leider wurde deren Veröffentlichung durch die Zusammenarbeit mit dem Deutschen Zentrum für Kulturgutverluste verlangsamt.

Ansonsten konnten wir durch unsere internationale Vernetzung im Verband stets frühzeitig auf gesellschaftliche Konflikte reagieren.

Kulturpolitische Handlungen stehen natürlich immer in gesellschaftlichem Kontext, weshalb wir uns auch bei ICOM Deutschland bemühen, diesen aufzugreifen. Was in der Zukunft passiert, wissen wir leider nicht, ansonsten würden wir uns natürlich auch darum bemühen, entsprechende Vorkehrungen zu ergreifen.

Bei aktuellen Themen wie etwa der Digitalisierung oder der Inklusion leisten auch die jetzigen Vorstandsmitglieder gute Arbeit. Gleichzeitig verfolgen sie aufmerksam die Entwicklungen der modernen und zeitgenössischen

30 Zum Zeitpunkt des Interviews amtierende Präsidentin des ICOM-Weltverbandes

Kunst, um einschätzen zu können, in welche Richtung sie geht. Dies wird vor allem bei der Bewertung von Sammlung, Kunst und Kunstwerken, sowie Künstlern wichtig. Auch wir haben eine Mitverantwortung für die wahnsinnig diffizile Entwicklung des Kunstmarktes, die wir jedoch mit höchster Vorsicht und Sensibilität wahrnehmen müssen.

Konnten Sie in Ihrer Amtszeit etwas nicht umsetzen?

Was leider nicht umgesetzt wurde, war die Idee, in Form einer Patenschaft Mitgliedsbeiträge von Kolleginnen und Kollegen aus den finanziell schwächer aufgestellten afrikanischen Nationalkomitees zu übernehmen.

Wegen Finanzierungsfragen lehnte der Vorstand diesen Vorschlag ab, weshalb darüber nie auf einer Mitgliederversammlung diskutiert wurde.

Das Spezialkomitee für Provenienzforschung scheiterte ebenfalls an den zu durchlaufenden Instanzen. Es bestanden bereits 36 Spezialkomitees, die alle aus einem Haushaltstitel finanziert wurden, weshalb ein neues Komitee von Anfang an kritisch gesehen wurde. Des Weiteren kristallisierte sich im Vorfeld der fehlende Bezug vieler Nationalkomitees zu dieser Thematik heraus, die vor allem Deutschland und bestenfalls noch Österreich und die Schweiz betraf. In anderen Ländern wären wiederum andere Spezialkomitees, beispielsweise gegen Gewaltherrschaften und Diktaturen nötig gewesen.

Auch die nationale Reichweite von ICOM Deutschland konnte ich nicht wie gewünscht verbessern. Trotz Newsletter und Pressemitteilungen erhielten wir über das Fachpublikum hinaus keine größere Resonanz. In Sachen öffentlicher Wahrnehmung gibt es also auch heute noch viel zu tun.

11.2 Kommentierung durch die Interviewerin

Das Interview mit Dr. Michael Henker fand in den Räumlichkeiten der Sudetendeutschen Stiftung in München statt. Die Terminfindung nahm einige Zeit in Anspruch, da Dr. Henker noch höchst engagiert im Aufbaustab selbiger Stiftung tätig war. Zudem kamen die Corona-Krise und etwaige Ausgangssperren dazwischen. Nach kleinen Startschwierigkeiten war Dr. Henker mehr als bereit, über seine Amtszeit zu sprechen. Den Fragenkatalog hatte er bereits vorliegen und so monologisierte er größtenteils ununterbrochen. Der Verlauf war erfolgversprechend. Nach dem Interviewtermin sollte jedoch sogleich die nächste Konferenz folgen, weshalb für Rückfragen wenig Zeit blieb. Größtenteils wurden die Fragen allerdings ohnehin im Gesprächsverlauf beantwortet.

Dr. Michael Henker beschrieb seine Amtszeit sowohl national als auch international als sehr turbulent. Dies wird durch die vielen verschiedenen

»Baustellen«, an denen er gleichzeitig arbeitete, nachvollziehbar. Neben der Darstellung seiner Erfolge erzählt er auch ungehemmt von gescheiterten Vorhaben, wie es in dieser Form in bisherigen Interviews nicht der Fall war. Ob dies daran lag, dass es keine gescheiterten Vorhaben gab, ist eine Frage, die im Nachhinein leider offen bleibt. Auf die Frage nach dem jetzigen Umgang mit Herausforderungen im musealen Kontext, die der amtierenden Präsidentin begegnen, reagiert er mit Ratschlägen, wie Neuerungen gelingen, positiv aufgenommen und angenommen werden können.

In der Gesamtheit ist das Gespräch als offen und informativ zu bewerten. Die Interviewsituation war bis auf die Schlussminuten entspannt. Lediglich die Terminfindung und die Nachbereitung des Interviews waren etwas kompliziert. Durch sein Engagement in der Sudetendeutschen Stiftung, die Dr. Henker viel Zeit kostete, wurde die Sichtung des Interviews (weit) nach hinten verschoben. Die Überarbeitung seinerseits war allerdings als sehr positiv anzusehen, da es zu keinen nennenswerten Veränderungen des Narrativs oder Auslassungen beziehungsweise Streichungen kam. Einige ergänzende Zusätze vervollständigten das Interview.

12. Interview mit Prof. Dr. Beate Reifenscheid-Ronnisch, ICOM Deutschland-Präsidentin seit 2017

12.1 Interviewtext

Prof. Dr. Beate Reifenscheid-Ronnisch im Interview zu den Herausforderungen für ICOM Deutschland während ihrer Amtszeit als Präsidentin (seit 2017), durchgeführt von Tanja Leiminger am 27. Januar 2020 in Koblenz:

Im Moment beschäftigen wir uns mit vielfältigen Themen, was die Arbeit bei ICOM Deutschland unglaublich spannend macht. Die Herausforderungen unserer Zeit werden dadurch jedoch nicht kleiner.

Eine dieser Herausforderungen ist die Vielzahl von Museen in Deutschland, die finanziell am unteren Limit agieren. 2018 diskutierten aus diesem Grund die Mitglieder von ICOM Deutschland, Österreich und der Schweiz im Rahmen der Bodenseetagung über die Mindeststandards für Museen.

Gleichzeitig bringt die Erfüllung der Mindeststandards die Herausforderung mit, wie Museen mehr Ressourcen für die museale Arbeit generieren können, da die Ansprüche an die Institutionen exponentiell steigen. Sie sollten inklusiv sein, Menschen aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten mitintegrieren und über Sprachbarrieren hinaus Vermittlungsprogramme anbieten können. Zudem decken sie im kulturellen Kontext sehr viel in der Früherziehung ab. Dadurch entsteht ein hoher Bedarf an qualifiziertem Personal und an technischen Ressourcen, den die Museen zu Teilen nicht decken können. Das Stichwort Digitalisierung wird gerne als Schlagwort vor sich hergetragen, viele Museen sind dafür aber nicht ausreichend gerüstet. Digitalisierung bedeutet mehr als eine digitalisierte Sammlung, die mittlerweile viele Häuser besitzen. Digitalisierung heißt auch Audience Development, die Entwicklung neuer Formate für Besucher. Audiovisuelle Anwendungen beispielsweise beziehen Besucher auf eine neue Art und Weise in die Materie ein und ermöglichen einen anderen Zugang. Um damit auch Digital Natives anzusprechen ist eine dementsprechende didaktische und zeitgemäße Aufbereitung der Angebote notwendig. Kleineren Museen fehlt dazu sowohl Personal als auch Budget, weshalb solche in diesem Bereich häufig hinterherhinken. Meine Devise wäre die Entwicklung einer digitalen Strategie und Standards für Museen, die zur Orientierung für die Museen in Deutschland dienen.

Eine weitere der zahlreichen Herausforderungen ist die Konservierung der Sammlungen. Große Häuser decken die Felder der präventiven Konservierung und der Restaurierung im Allgemeinen gut ab, mittleren und kleineren Häusern hingegen fehlen auch in diesem Bereich oftmals die nötigen Ressourcen. Deshalb stellen wir uns bei ICOM die Frage, wie Museen mehr gesellschaftliches Interesse wecken können, um solche Kosten beispielsweise über die jeweilige Kommune oder über Sponsoren zu generieren und zu decken.

Tanja Leiminger: Wie können Sie auf diese vielfältigen Herausforderungen reagieren?

Im Vorstand greifen wir vieles auf, was aus den Reihen unserer Mitglieder kommt. Zusätzlich beschäftigen wir uns mit großen internationalen Trends, oder neuen EU-Verordnungen. Gegen die neue Biozid-Verordnung beispielsweise kämpfen wir als Verband mit 6.500 Mitgliedern gerade sehr aktiv an. In dieser Form besitzen wir schlichtweg mehr Schlagkraft als einzelne Museen.

Gerade in Planung befindet sich eine Tagung speziell zum Thema (Natur-) Katastrophen. Ein aktuelles Beispiel dazu sind die Buschfeuer in Australien, welche auch die Museen vor Ort betreffen. Selbst wenn diese von den Flammen verschont bleiben, können durch die einhergehende massive Luftverschmutzung Kleinstpartikel durch die Luftfilter eindringen und große Schäden anrichten. Wir erinnern auch an den Brand der Kathedrale Notre Dame oder an diverse Überflutungskatastrophen und Erdbeben. Museen befinden sich immer in unserer Mitte. Die Frage ist, ob es überhaupt möglich ist, sich zu bestimmten Dingen präventiv zu verhalten und im Vorhinein Maßnahmen zu ergreifen. Vielfach ist dazu eine nationale Abstimmung der Institutionen untereinander notwendig. Es genügt folglich nicht, wenn Museen interne Strategien entwickeln, sondern gerade hier bedarf es enger Netzwerke und gezielter Notfallprogramme, die regelmäßig trainiert werden müssen.

Ein Verband kann in der Regel in solchen Angelegenheiten besser agieren als ein Bundesland oder eine Region. Aus diesem Grund bieten wir zusammen mit Paris (ICOM International) verschiedene Foren mit unterschiedlichsten internationalen Komitees, über die sich Kolleginnen und Kollegen nach persönlichen Interessen und Bedürfnissen verständigen und mit anderen Mitgliedern in einen Dialog kommen können.

Für uns bei ICOM Deutschland ist zudem wichtig, was wir unseren deutschen Mitgliedern bieten, sie informieren und weiterbilden können. Ein von ICOM Deutschland neu auferlegtes Format trägt den Titel ›Young Professionals‹, und lief auf der Jahrestagung 2019 in München sehr erfolgreich an.

Daran würde ich gerne anknüpfen. Welche Vorhaben konnten Sie in Ihrer Amtszeit bei ICOM bereits anstoßen?

Wir realisierten aktiv sehr viele Tagungen. Erwähnenswert ist an dieser Stelle nochmals die höchstinteressante Tagung zu den Mindeststandards der Museen im Jahr 2018. Eine weitere Tagung fand anlässlich des 100-jährigen Gedenktages an den Ersten Weltkrieg zusammen mit ICOM Europe im Ludwig Museum in Koblenz statt. Zu dieser Gelegenheit luden wir mehrere der internationalen Komitees ein, aus denen etwa 60 Fachleute aus unterschiedlichsten Ländern, von Australien, der Mongolei, den USA und Europa, teilnahmen. Die Mitglieder tagten zu der sehr essenziellen Frage, wie Museen über Objekte, die Teil einer dramatischen Historie sind oder unmittelbar zur nationalsozialistischen oder kolonialen Vergangenheit gerechnet werden, überhaupt richtig kontextualisiert werden können, welche Narrative sollten sie erläuternd begleiten, um so den Besuchern Denkanstöße zu geben und sie eventuell davor zu bewahren, in neue Konflikte oder Kriege zu geraten.

Auf der Jahrestagung 2019 in München griffen wir das Thema Digitalisierung auf, das alle Museen in unterschiedlichem Ausmaß betrifft, im März 2020 werden wir eine Tagung zu den deutsch-dänischen Grenzbeziehungen veranstalten, die zu unserer Freude enorm von ICOM Dänemark unterstützt wird. Wir sind stets daran interessiert, bilateral oder mit mehreren Ländern zusammenzuarbeiten. In diesem Sinne werden wir Ende des Jahres 2020 die mit ICOM Greece und ICOM Zypern organisierte Tagung »Museums Facing a Planetary Emergency« in Athen abhalten. Zusätzlich zu unserem vielfältigen Tagungsangebot bieten wir unseren Mitgliedern unterschiedlichste Formate wie beispielsweise »Young Professionals« an.

Ein großes internationales Thema ist im Moment die neue Museumsdefinition, die 2019 auf der Generalkonferenz in Kyoto beschlossen werden sollte. Angeregt wurde eine neue Definition erstmals von Prof. Dr. Hinz, von der Präsidentin des Weltverbandes und der ICOM-Zentrale in Paris dort mit einem neuen Vorschlag wieder aufgegriffen. Allerdings betrachteten 75% der an der Generalkonferenz in Kyoto teilnehmenden Mitglieder die neuen Formulierungsvorschläge kritisch und forderten eine weitere Überarbeitung. Dieser Prozess hält im Moment noch an und die ICOM-Mitglieder diskutieren weltweit sehr kontrovers darüber. Grund dafür ist, dass die Museumsdefinition mehrere neue Aspekte erfassen soll, um dem erweiterten Verständnis der Aufgaben gerecht zu werden, dazu zählen u. a. die Digitalisierung, Klimaschutz, soziale und gesellschaftliche Aspekte, Partizipation und Inklusion – dies alles muss aber für alle Staaten gelten können.

Ein gänzlich neues Vorhaben haben wir initiiert, um uns aktiv in ein wichtiges Thema einzubringen. In großem Stil wird seit einigen Jahren auf

Bundesebene intensiv über die Folgen des Kolonialismus – politisch wie auch innerhalb der Museumswelt – diskutiert. Hier stehen wir alle, trotz intensiver Bemühungen und wichtiger Initiativen, noch ziemlich am Anfang. Es gilt, diese Zeit aufzuarbeiten und die Dekolonisation voranzutreiben. Dies ist aus vielfältigen Gründen nicht einfach, sondern vielmehr hochkomplex und zugleich emotional sehr aufgeladen.

ICOM Deutschland hat eine Kooperation mit ICOM Sambia angestoßen. Diese soll den wissenschaftlichen Austausch zwischen Kolleginnen und Kollegen aus Afrika und Deutschland zum Umgang der Museen mit kolonialem Erbe vorantreiben. Wir wollen damit zu Dialog und Transparenz beitragen. Als erstes soll dazu eine Bestandsaufnahme der Objekte in den Sammlungen erfolgen, um anschließend mit den Kollegen vor Ort und auf Augenhöhe in den Dialog zu treten. Um dies zu fördern, entwickelten wir im Vorstand von ICOM ein sechswöchiges Austauschprogramm zwischen ICOM Sambia und ICOM Deutschland. In diesen Prozess und dem der Auswahl der Bewerber und Bewerberinnen hat ICOM International gefördert und begleitet. Auf deutscher Seite soll der Aufenthalt am Museum der Europäischen Kulturen, unter der Leitung von Frau Prof. Elisabeth Tietmeyer, einer ehemaligen ICOM-Vorstandskollegin, stattfinden, wo die Kollegin oder der Kollege sechs Wochen lang durch die Museen geführt und betreut wird. Umgekehrt wird im darauffolgenden Jahr ein Museumskurator aus Deutschland für sechs Wochen nach Sambia – bzw. das entsprechende Austauschland – fliegen. ICOM Deutschland wird die Kosten für Flüge, ein Apartment in Berlin sowie den Aufenthalt in dem Austauschland tragen. Zwar ist das kein Alleinstellungsmerkmal, aber für ICOM ist es eine absolute Neuheit, die mir persönlich sehr am Herzen liegt. ICOM Deutschland zeigt dadurch, dass wir uns als Teil eines Weltverbandes verstehen und nicht nur auf das eigene Land fokussieren.

Zusätzlich dazu arbeiten wir an unterschiedlichen Projekten: Kürzlich schloss eine Stipendiatin aus Indien ihren Aufenthalt im Bereich der Digitalisierung in der Zentrale in Berlin ab. Wir stehen neuerdings im Austausch mit der Martin Roth-Initiative, die verfolgten und politisch bedrohten Kunst- und Kulturschaffenden in Deutschland temporär Schutz bietet, weil wir auf der musealen Ebene hier ebenfalls Handlungsbedarf sehen und deshalb in Kooperation gezielter agieren können. Zudem stehen wir mit dem neuen Humboldt Forum im Dialog, um in Zukunft gemeinsam mit dortigen Kolleginnen und Kollegen interdisziplinäre Formate zu organisieren. Bei ICOM Deutschland geschieht grundsätzlich sehr viel Dialog- und Planungsarbeit, die nach außen nicht immer direkt sichtbar ist. Für unsere Mitglieder versuchen wir deshalb, über Mitteilungen und Newsletter, die Publikationen sowie die Social Medias unsere interne Arbeit transparent und nachvollziehbar zu machen.

In Bezug auf die internationalen Beziehungen von ICOM Deutschland – wie würden Sie die Zusammenarbeit mit der ICOM-Zentrale in Paris beurteilen?

Im Moment ist die Zusammenarbeit mit der ICOM-Zentrale in Paris eher schwierig. Auslöser ist die Diskussion über die Museumsdefinition, gegen die wir uns aktiv positionierten. Es scheint, als nähme die amtierende Präsidentin dies sehr persönlich, was einem guten Dialog, auch mit den internationalen Komitees sowie den Kolleginnen und Kollegen in der Zentrale, im Weg steht. Dies ist hoch bedauerlich, da an vielen Stellen Handlungsbedarf herrscht und durch diese Differenzen der Weltverband zu stark in seinen vielzähligen Aktivitäten gebremst wird. Vorherrschende Probleme in den eigenen Reihen tragen ihr Übriges dazu bei. Vor allem für die Kolleginnen und Kollegen in Großbritannien, die unter den Folgen des Brexits leiden, wäre mehr Hilfestellung seitens der ICOM-Zentrale sinnvoll.

Konnten Sie in Ihrer Amtszeit bereits Projekte abschließen, oder würden Sie sagen, Sie hätten bereits etwas eher angehen sollen?

Es gibt einige abgeschlossene Publikationen und eine neue Homepage, die im letzten Jahr nach vielen Veränderungen online ging. Als ich mein Amt als Präsidentin von ICOM Deutschland antrat, mussten wir auf die plötzliche Kündigung der Geschäftsführerin reagieren. Mit dem neuen Geschäftsführer, der seit April 2018 im Amt ist, konnten wir viele Schwachstellen innerhalb der Verwaltung und Organisation aufarbeiten und endlich stärker inhaltliche Arbeit in den Vordergrund stellen. Die neuen Maßnahmen haben zu einer deutlich besseren Wahrnehmung der Aktivitäten von ICOM Deutschland geführt und im Innenverhältnis die Zusammenarbeit im Vorstand und der Geschäftsstelle gestärkt.

Wir entschieden uns in diesem Zusammenhang auch dazu, Bücher nicht mehr nur zu drucken, sondern Publikationen vornehmlich als E-Books herauszugeben. Das sind wichtige Feinjustierungen, die uns ein moderneres Erscheinungsbild geben. Mir persönlich waren alle diese Maßnahmen wichtig, um dem Verband ein aktiveres und zeitgemäßeres Gesicht zu verleihen. Dies gelang bisher sehr gut, insbesondere durch unsere Kommunikation nach außen und die Vielzahl der aktuellen Themen, die wir behandeln und diskutieren. Nach meiner kürzlichen Wiederwahl Ende 2019 habe ich mir für meine zweite Amtszeit vorgenommen, dass wir uns vermehrt mit Umweltthemen und Krisenmanagement beschäftigen werden, denn auch die Museen müssen ihren Umgang mit Ressourcen überdenken und stärker auf Nachhaltigkeit setzen. Kurz und knapp gesagt: Plastik und andere Schadstoffe sollten weitgehend aus Museen verschwinden, vor allem aus den Museumsshops, aber auch aus den zum Einsatz kommenden Materialien (z. B. Verpackung) bis hin

zu Büromaterial oder Mobiliar. Wir müssen das Bewusstsein schärfen und Zeichen setzen. Was es außerdem zu überprüfen gilt, ist die Klimatisierung der Ausstellungsräume. Schon durch Feinjustierungen können Museen Energie sparen und den CO₂-Ausstoß verringern. Die gesamte Museumsszene – aber auch Architekten und politische Entscheidungsträger – sollte sich weltweit stärker für ein nachhaltigeres Umweltbewusstsein einsetzen. Auch die zahlreichen Naturkundemuseen können hier einen stärkeren Beitrag durch die Begleitung aktueller gesellschaftlicher Prozesse leisten. Museen sollten aus ihrer vermeintlichen Nische heraustreten und sich noch aktiver in gesellschaftliche Diskurse einbringen. In den restlichen zweieinhalb Jahren meiner Amtszeit möchte ich zusammen mit dem Vorstand diese Entwicklung in Deutschland vorantreiben.

Haben Sie weitere Pläne für die Zukunft?

Ein Punkt ist die noch stärkere Vernetzung und sind entscheidende Hilfestellungen für Museen. Wir leben in einer Zeit großer gesellschaftlicher und kultureller Umbrüche und Herausforderungen. Dies wird sichtbar anhand des eng vernetzten Kunstmarktes, der Museen untereinander, aber eben auch an den Fragen, wie mit Krisen und Angriffen auf die Museen umzugehen ist. Hier ist Kommunikation und Prävention in ausreichendem Maße gefragt. Gesellschaftlich sollte eine andere Handhabung der finanziellen Ausstattung unserer Institutionen stattfinden, also den Status der »freiwilligen Leistung« aufgehoben werden zugunsten einer soliden Grundausrüstung, die jeder Institution zustehen sollte. Angesichts der Pluralität und Entscheidungshoheit der einzelnen Kultusministerien wird sich dies erfahrungsgemäß weiterhin als schwierig gestalten.

Museen selbst müssen im Gegenzug einen aktiven Beitrag zu den aktuellen gesellschaftlichen Themen leisten.

Haben Sie auch Pläne für das neue Format »Young Professionals«?

Die Evaluierung im Anschluss an die erste Veranstaltung auf der Jahrestagung in München fiel absolut positiv aus. Deshalb wäre es großartig, dieses Format im Rahmen der ICOM-Tagungen und auch jenseits davon zu verstetigen. Die Initiative zu den »Young Professionals« ging von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, genau genommen von Studierenden des Masterstudiengangs »Kunstvermittlung und Kulturmanagement«, aus. Hilfreich wäre sicher, wenn ein Professor oder eine Professorin dieses Format dort in den Kursen entsprechend weiter betreibt.

Es ist wichtig, dass Studierende während des Studiums die verschiedenen beruflichen Perspektiven kennenlernen. Ich wusste zu Beginn meines eigenen

Studiums nicht, wohin mich meine Reise bringen wird, und stellte mir damals das Verlagswesen viel spannender vor als die Arbeit im Museum. Heute denke ich darüber anders. Daher ist es wichtig, Studierenden im Vorfeld zu vermitteln, was ein Museum bietet und welche assoziierten Berufsfelder dazugehören.

Mittlerweile gibt es unterschiedlichste Möglichkeiten: Es ist viel mehr Partizipation erforderlich, sodass auch Ausstellungen und Sammlungsbereich neu gedacht und konzipiert werden sollten, niedrigschwellige Angebote sind genauso wichtig wie intensive Forschungen zu bestimmten Bereichen, der gesamte Prozess der digitalen Erfassung von Sammlungsbeständen ist noch nicht abgeschlossen und die Frage, wie man so viel wie möglich von diesen Daten dann einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen kann, aber auch der damit eng verbundene gesamte Grafikbereich zählt dazu, die Betreuung wichtiger Social Media-Plattformen oder die Entwicklung von Besucher-Apps, aber auch alles, was Virtual und Augmented Reality anbelangt, sind hoch aktuell. Ein weiterer Faktor für die beruflichen Perspektiven ist die Internationalisierung im gesamten Museumssektor. Das erfordert viel Mobilität, aber eben auch das ständige Erweitern von Kontakten untereinander. Das allgemeine Verständnis hat sich in dieser Hinsicht in den letzten beiden Jahrzehnten extrem verändert. Einerseits ist das als Chance wahrzunehmen, andererseits kann die Internationalisierung genauso gut eine Herausforderung sein, vor allem dann, wenn man selbst permanent durch die Welt zieht. Jobs sind heutzutage meistens nur noch befristet ausgeschrieben und kaum einer kann sich auf lange Sicht irgendwo in einer Institution etablieren. Studierende müssen sich heute sehr viel mehr als früher darüber im Klaren werden, in welche Richtung sie sich entwickeln wollen.

Hierbei und insbesondere die museale Vielfalt zu entdecken und zu leben kann ICOM Deutschland, gerne auch mittels des ›Young Professionals‹-Formats Hilfestellung geben und mögliche Perspektiven aufzeigen.

12.2 Kommentierung durch die Interviewerin

Das Interview mit Frau Prof. Dr. Reifenscheid fand in ihrem Büro im Museum Ludwig in Koblenz, außerhalb der Museumsöffnungszeiten, statt. Aufgrund weiterer Termine im Anschluss blieb für das Interview nur wenig Zeit. Die Situation wirkte anfänglich im Allgemeinen sehr angespannt. Frau Prof. Dr. Reifenscheid war stets überaus höflich.

Das Gespräch mit Frau Prof. Dr. Reifenscheid war insgesamt angenehm und sie beantwortete bereitwillig alle gestellten Fragen. Die Antworten erfolg-

ten durchaus spontan und auf aktuelle Diskussionen bezogen, teilweise mit merklich kritischem Unterton, vor allem im Hinblick auf die internationale Ebene des Verbandes und den einhergehenden Unstimmigkeiten bezüglich einer erneuerten oder erweiterten Museumsdefinition. Dieser Unterton ist auch in der ausgearbeiteten Version des Interviews spürbar. Da Frau Prof. Reifenscheid während des Gespräches noch amtierende Präsidentin des Verbandes ist, waren die Fragen auf die spezielle Situation angepasst. Im Großen und Ganzen blieb die Struktur mit den restlichen Interviews vergleichbar, tendenziell lag der Fokus auf aktuellen Projekten, sowie geplanten Vorhaben. Abgeschlossene Projekte wurden ebenso kurz thematisiert, wie an den restlichen Interviews erkennbar ist, ziehen sich solche allerdings oft über mehrere Amtsperioden.

13. Vergleich und Tendenzen

13.1 Allgemeines

Im allgemeinen Vergleich kann man beobachten, dass sich der Fokus, nachdem strukturell bedingte Schwierigkeiten beseitigt waren, stark veränderte. So bauten nachfolgende ICOM-Präsidenten natürlich immer wieder auf der Vorarbeit ihrer Vorgänger auf. Dabei ist die Entwicklung jedoch weder stringent zu sehen, da jeder individuelle Schwerpunkte setzte, noch stagnierte sie oder war in irgendeiner Form rückschrittlich.

Während bei Prof. Günter Schade durch politische Umbrüche und der Vereinigung der beiden deutschen ICOM-Nationalkomitees an inhaltliche Verbandsarbeit kaum zu denken war, konnte sich Dr. Albert Treff einige Jahre darauf doch schon programmatischer am Geschehen beteiligen. Doch auch er hatte vordergründig strukturelle Verbandsangelegenheiten, wie die Vorbereitungen zum Aufbau einer Geschäftsstelle, zu bewältigen.

Die Amtszeit von Prof. Dr. Hans-Martin Hinz scheint jedoch besonders viele positive Entwicklungen mit sich gebracht zu haben. Nicht nur konnte unter ihm die ICOM-Geschäftsstelle in Berlin eingerichtet werden, er beschäftigte sich zudem mit den vielfältigsten museologischen Fragestellungen, national und international und zog damit die Aufmerksamkeit anderer ICOM-Nationalkomitees auf sich und das deutsche ICOM-Komitee. Sein besonderes internationales Engagement (beispielsweise auch mit CEICOM) verhalfen ihm nicht zuletzt zu weiteren Präsidentschaften sowohl auf europäischer ICOM-Ebene als auch im Weltverband.

Diese Fortschritte würdigend, baute Dr. York Langenstein mit seiner besonderen Leidenschaft für die Bekämpfung des illegalen Handels mit Kulturgütern darauf auf. Dieses und weitere museumsethische Themen rückten nun immer mehr in den Fokus, während die Bemühungen um CEICOM abnahmen, da man mit dem Ausgang zufrieden war. Nach vergleichsweise kurzer Amtszeit (Rücktritt aufgrund von gesundheitlichen Gründen) führte Dr. Klaus Weschenfelder die Reihe der Veröffentlichungen von Bänden zur Museumsethik sowie Tagungen zu diesen Themen fort. Doch auch er musste sich wieder vermehrt mit strukturellen Themen, genauer, Formalia der rechtlichen Rahmenbedingungen des Verbandes auseinandersetzen. Tagungen, Publikationen und Handreichungen, die während seiner Amtszeit durchgeführt und veröffentlicht wurden, sind unter dem Punkt Museumsethik zusammenzufassen.

Dr. Michael Henker wiederum engagierte sich sehr in Bezug auf neue Verordnungen, Gesetzgebungen, aber auch sehr stark in der Provenienzforschung. Während seiner Amtszeit wurde auch dazu eine Publikation angestoßen. Frau Prof. Dr. Reifenscheid-Ronnisch ist die erste Frau an der deutschen ICOM-Spitze. Auch sie setzt ihre ganz eigenen Schwerpunkte. Auf aktuelle Themen wie Dekolonisierung oder auch den Umweltschutz legt sie besonders Wert. Zudem liegt ihr die Förderung des Museums-Nachwuchses sehr am Herzen.

Doch neben den einzelnen Schwerpunkten, die gesetzt wurden, durchzogen verschiedene Themen, manchmal mehr oder weniger, die Amtszeiten: die Verbandsstruktur, die es mit wachsenden Mitgliedszahlen immer wieder zu erweitern und erneuern galt, innen- oder außenpolitische Gegebenheiten oder etwa das Werben um die öffentliche Aufmerksamkeit, sowohl innerhalb als auch außerhalb des Fachpublikums in Deutschland.

13.2 Tendenzen nach der Codierungsannäherung

In vielen der Interviews sind trotz ganz individueller Herausforderungen und Gegebenheiten durch Aufbrechen des Textes und Abstrahieren anhand von Codes ähnliche Probleme und Herausforderungen während der Amtszeit der jeweiligen Präsidenten zu beobachten. Dieses Abstrahieren von Textbausteinen war ein wichtiger Bestandteil, um einzelne Aussagen in einem übergeordneten Themenkomplex sammeln und dadurch Gemeinsamkeiten oder auch herausarbeiten zu können. Dabei können sich Aussagen einzelner Codes bei der Zuordnung in Gruppen überschneiden, d. h. Mehrfachnennungen sind möglich. Wichtig sind bei der Identifizierung von Kernaussagen vorerst nicht die einzelnen, oft kleinteiligen Umstände, sondern diese in ein Gesamtbild einzuordnen, um allgemeiner gültige Aussagen treffen können. Wenn man nun weg von der Betrachtung der Interviews in ihrer Einzigartigkeit geht, stellt man fest, dass unabhängig von zeitlich bedingten oder soziokulturellen Herausforderungen ähnliche oder sogar gleiche Schwierigkeiten auftraten.

Ein Themenkomplex, der in verschiedensten Formen immer von Bedeutung war, waren die politischen Gegebenheiten oder Einflüsse. Auf nationaler Ebene waren dies neben politischen Rahmenbedingungen³¹ vor allem finanzielle Zuwendungen aus öffentlicher Hand, die die Präsidenten beschäftigten.

31 Siehe Interviews Prof. Dr. Schade, Dr. Treff u. Prof. Dr. Hinz: Die Wiedervereinigung Deutschlands und der Fall des Eisernen Vorhangs waren eine gesellschaftliche Herausforderung, die auch die Museen und die Verbandsarbeit bei ICOM Deutschland betraf.

Diese zu bekommen war oftmals zudem mit hohem bürokratischem Aufwand verbunden.³² Außerdem konnten neue Gesetzgebungen oder Empfehlungen die Arbeit beeinflussen.³³ Oftmals war auch von öffentlicher Seite her die Expertise von Verbandsmitgliedern gefragt.

Dies impliziert, dass repräsentative Verbandsarbeit nur im Dialog und regem Austausch mit der Politik stattfinden kann. Die Rolle des Präsidenten von ICOM Deutschland als Teil eines Weltverbandes ist dahingehend nicht zu unterschätzen. Eine Zusammenarbeit mit der Politik ist also notwendig, die Gefahr aber auch nicht zu unterschätzen.³⁴

Dies leitet einen weiteren Punkt ein, der die Arbeit der Präsidenten und der Präsidentin von ICOM maßgeblich beeinflusst. Man ist stets um Internationalität bemüht, um den Dialog, nicht nur zwischen Museumsdirektor*innen zweier Länder, sondern im Idealfall auch den Dialog zwischen Gesellschaften oder Gruppen herzustellen und zu intensivieren. Durch die im Dreijahresrhythmus getaktete Bodenseetagung steht das Deutsche Nationalkomitee in regem und vor allem regelmäßigen Austausch mit ICOM Österreich und ICOM Schweiz. Zusätzlich dazu finden neben den Jahrestagungen in Deutschland, Tagungen in Kooperation mit anderen Ländern auch im Ausland, statt.³⁵ Die Kommunikation steht hierbei im Vordergrund.

Doch nicht nur die Kommunikation und der Austausch mit anderen ICOM-Komitees war stets Thema, auch der Dialog mit der Öffentlichkeit wurde gesucht.

Die öffentliche Wahrnehmung des Verbandes stellte in Deutschland trotz kontinuierlich steigenden Mitgliedszahlen ein Manko dar. Trotz Verbesserungen wie stetige Anpassung und Erneuerung der Mitteilungen an die Mitglieder stellte offensichtlich nicht das gewünschte Ergebnis dar.³⁶ Dies könnte wohl aber auch der rasanten Entwicklung neuer Technologien und Kommunikationsformen geschuldet sein. Der Verband muss sich selbst stets erneuern und auf den Prüfstand stellen, um mit aktuellen Entwicklungen Schritt zu halten.

Dialog ist im Allgemeinen zwar ein sehr weit gefasster Begriff, jedoch in der Verbandsarbeit von ICOM Deutschland von zentraler und vielschichtiger Bedeutung. Denn auch der Dialog zwischen der Vorstandsebene und den Ver-

32 Siehe Interview Dr. Weschenfelder S. 83 f.

33 Siehe Interview Dr. Henker S. 90 f.

34 Mit Blick auf die politische Situation in Russland, beschrieben von Dr. Henker S. 89 f.

35 Dies lässt sich in allen Interviews beobachten, angefangen von Prof. Dr. Günter Schade, der im Austausch mit anderen europäischen Ländern über die Neuerungen in Bezug auf den Fall der DDR beriet, bis hin zu aktuellsten Austauschprojekten unter der amtierenden Präsidentin Frau Prof. Dr. Reifenscheid.

36 Vgl. Interview Henker. S. 96.

bandsmitgliedern sowie unter den Mitgliedern untereinander war ein wichtiges Thema. Netzwerke, die aus der Mitgliedschaft resultierten und auch resultieren sollten, fanden zum Wohlfallen der Präsidenten sowohl auf nationaler als auch internationaler Ebene statt³⁷ und halfen mitunter bei der täglichen Museumsarbeit. Dieser Austausch ist nur einer der Bausteine zum gegenseitigen Verständnis der Kulturen und Länder, das ICOM proaktiv fördern möchte.

Doch die ehemaligen Präsidenten und die amtierende Präsidentin standen oder stehen nicht nur vor öffentlichkeitswirksamen Herausforderungen. Auch interne Verbandsstrukturen wollten stets erweitert und verbessert werden. Oft fehlten dazu schlichtweg die zeitlichen Kapazitäten, da der Vorsitz von ICOM Deutschland selbst »nur« ein Ehrenamt ist und von allen Interviewten neben deren hauptberuflichen Tätigkeiten ausgeübt wurde. So konnten die Präsidenten festhalten, dass der Erfolg von ICOM Deutschland auch einem funktionierenden Sekretariat mit den korrekten rechtlichen Grundlagen zu verdanken ist.³⁸

Zu beobachten ist neben den thematischen Schwerpunkten, dass wenig Kritik geäußert wurde. Antworten zum Verhältnis zur Geschäftsstelle in Paris bewegten sich oft nur an der Oberfläche.

Ob die Präsidenten selbst Versäumnisse während ihrer Amtszeit sahen, wurde oftmals mit der Aussage, dass man eben guten Gewissens getan hat, wofür neben dem Beruf noch Zeit blieb, beantwortet, beziehungsweise mit dem Aspekt des Ehrenamtes.³⁹ Angesichts des hohen Zeitaufwandes und der großen Verantwortung, die solch ein Amt mit sich bringt, scheint dies legitim und aufrichtig.

37 Dr. Treff ging sogar so weit zu sagen, dass dies quasi die Hauptaufgabe des Verbandes sei. S. 47.

38 Vgl. Interview Weschenfelder S. 83 ff.

39 Vgl. Interview Langenstein S. 74 ff.

14. Fazit

Insgesamt ist anzumerken, dass die Methode der Oral History in diesem Kontext wohl nur bedingt geeignet war. Vor allem hinsichtlich der Veröffentlichung der Interviews bei ICOM nahmen die Interviewten im überarbeiteten Text zahlreiche, teils im Zusammenhang sinnverändernde Korrekturen oder Streichungen vor, was im Endergebnis zu einer Mischform von Oral History und Expert*inneninterviews beitrug. Kritische Äußerungen oder Wertungen waren insgesamt eher selten, da die Darstellung des Verbandes und der eigenen Amtszeit naturgemäß möglichst positiv wiedergegeben werden sollte.

Ein Faktor dabei war, neben dem Aspekt der späteren Veröffentlichung, wahrscheinlich auch die repräsentative Rolle der Gesprächspartner innerhalb ICOM Deutschland und deren Berufen.

Des Weiteren war das Ziel des Verbandes eine sachliche Wiedergabe von Ereignissen und Fakten. Nach dem Sozialforscher Fritz Schütze sind bei der Oral History vor allem auch nicht vorformulierte, spontan vom Erzählenden selbst strukturierte, narrative Teile wichtig.⁴⁰ In diesem Fall wurde dieser Erzählstrom jedoch oftmals als redundant angesehen, was die Vereinbarkeit der Ziele des Projektes und der gewählten Forschungsmethode teils schwierig gestaltete, weshalb eine Forschungsarbeit zu der Methodik der Oral History und ein für bestimmte Personengruppen repräsentatives Projekt im Nachhinein vielleicht besser gesondert betrachtet hätte werden sollen.

Wie in Kapitel fünf bereits beschrieben, wurden deshalb mehrere Interpretationsansätze miteinander kombiniert, um dem gesammelten Material gerecht zu werden und dies richtig zu interpretieren. Im Laufe der Auswertung wurden die methodischen Ansätze mehrfach überdacht, ergänzt und andere Ansätze wieder fallengelassen, da das Oral History-Experiment mit den (freigegebenen) geschliffenen Formulierungen oftmals schwierig im Vergleich zu analysieren war. Die Abstraktion des überarbeiteten Textes in inhaltliche Bausteine war rückblickend essenziell für eine vergleichende Betrachtung. So konnten beispielsweise spezifische Gegebenheiten in größere, übergeordnete Themenkomplexe zusammengefasst und erörtert werden.

Nichtsdestotrotz stellt diese Studie mit den geführten Interviews eine Art lebendiges Archiv dar, in dem jeder der ehemaligen Präsidenten und die

40 Schütze, Fritz, *Biographieforschung und narratives Interview* (1983), in: Obertreis, Julia: *Oral History. Basistexte*. Stuttgart 2012. S. 99–111.

amtierende Präsidentin selbst eine größtenteils⁴¹ unabhängige Plattform geboten bekamen, um Meinungen und Ansichten darzulegen und die eigene Geschichte zu erzählen. Auch dies ist schließlich ein großer Teil der Oral History – die multiperspektivische Darstellung jüngster Geschichte und deren Einordnung.

Für weitere Forschungen im Bereich der Oral History in Verbandskontexten wären neben den Stimmen von Amtsinhabern auch die der Mitglieder interessant. Anonymisiert würden diese eventuell aufschlussreiche Verbesserungsvorschläge oder Denkanstöße für die aktuelle Verbandsarbeit liefern können. Zudem ist die Sicht der Mitglieder oftmals eine andere als die der direkt in die Arbeit involvierten Parteien.

⁴¹ Mit der Veröffentlichung durch ICOM Deutschland im Hinterkopf.

15. Quellenverzeichnis

Bildungsserver

<https://www.bildungsserver.de/Verbaende-Vereinigungen-und-Fachgesellschaften-Kulturelle-Bildung--5428-de.html>, zuletzt aufgerufen am 04.12.2020.

Bundeszentrale für politische Bildung

<https://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/politiklexikon/18392/verband-verbaende>, zuletzt aufgerufen am 23.05.21.

Bogner, Alexander; Menz, Wolfgang

Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion, in: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hg.), Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder, 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005.

Breckner, Roswitha

Von den Zeitzeugen zu den Biographen. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews, in: Obertreis, Julia: Oral History. Basistexte. Stuttgart: Steiner, 2012.

Deutscher Museumsbund

<https://www.museumsbund.de/nemo-netzwerk-europaeischer-museumsorganisationen/>, zuletzt aufgerufen am 04.01.21.

DGVM

<https://www.verbaende.com/hintergruende/studien-statistiken.php>, zuletzt aufgerufen am 28.11.2020.

Halbmayr, Brigitte

The ethics of oral history. Expectations, responsibilities, and dissociations, in: Kurkowska-Budzan, Marta; Zamorski, Krzysztof: Oral History: The Challenges of Dialogue. Amsterdam: John Benjamins Publishing, 2009.

Heinze, Carsten

Eine kurze Geschichte der Oral History und neuere Entwicklungslinien, in: Einführung in die Oral History. Alltag und Erinnerung, Fernuni Hagen, 2009.

Mayring, Philipp

Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Langensalza: Beltz, 2010.

McGrath, Conor

Oral History and political elites: Interviewing (and transcribing) lobbyists, in: Kurkowska-Budzan, Marta; Zamorski, Krzysztof: Oral History: The Challenges of Dialogue. Amsterdam: John Benjamins Publishing, 2009.

Meuser, Michael; Nagel, Ulrike

ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion, in: Garz, Detlef; Kraimer, Klaus (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991 .

Niethammer, Lutz

Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History (1985), in: Obertreis, Julia: Oral History. Basistexte. Stuttgart: Steiner, 2012.

Niethammer, Lutz; Trapp, Werner

Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis: die Praxis der »Oral History«. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985.

Ordensgemeinschaften Österreich

<https://www.ordensgemeinschaften.at/kultur/40-miko/1471-lebensgeschichtliche-erzaehlungen-und-oral-history-geschichte-methoden-beispiele>, zuletzt abgerufen am 07.02.21.

Scheuch, Erwin K.

Das Interview in der Sozialforschung, in: König, Rene (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 2: Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, 1973.

Schütze, Fritz

Biographieforschung und narratives Interview (1983), in: Obertreis, Julia: Oral History. Basistexte. Stuttgart 2012.

Sharpless, Rebecca

The History of Oral History, in: Charlton, Thomas Lee; Myers, Lois E.; Sharpless, Rebecca: Handbook of Oral History. Lanham: Rowman Altamira, 2006.

Staatliche Museen zu Berlin

<https://www.smb.museum/museen-einrichtungen/institut-fuer-museumsforschung/partner/>, zuletzt aufgerufen am 16.11.2020.

Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M.

Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlag-Union, 1996.

Thompson, Paul; Bornat, Joanna

The Voice of the Past: Oral History. New York: Oxford University Press, 2017.

16. Anhang

16.1 Offener Interviewleitfaden

Was waren die Herausforderungen während Ihrer Amtszeit – für Museen in Deutschland, international und gesellschaftspolitisch?

.....

Wie haben Sie auf diese Herausforderungen reagiert?

.....

Wie denken Sie sollte man/ICOM heute mit Herausforderungen umgehen?

.....

Was wurde während Ihrer Amtszeit an ICOM-Arbeit umgesetzt – bzgl. Mitglieder, Organisation und Programme?

.....

Wie haben Sie die Zusammenarbeit ICOM Deutschland mit der ICOM-Zentrale Paris gesehen

a) in damaliger Sicht,

b) in späterer Rückschau bzw. heutiger Sicht?

.....

Welche Versäumnisse sehen Sie aus heutiger Sicht?

Was hätte ICOM eher angehen sollen?

.....

16.1 Verwendete Codegruppen zur Strukturierung der Daten

Codegruppe	Code Beispiel
Politik	»Wir kamen überein, solche zunehmend zu beobachtenden politischen Einflussnahmen in einer Tagung unter dem Titel »Museum & Politics« zu diskutieren« (S. 82)
Internationalität	»Dazu boten sich die Jahrestagungen des Verbandes an, die von nun an regelmäßig in anderen Ländern und in Kooperation mit anderen ICOM Nationalkomitees durchgeführt werden sollten« (S. 52)
Dialog	»Der Weltverband müsste den Kolonialismus-Komplex wieder stärker aufgreifen und tut dies auch. Zuletzt gab es Planungen, europäische und afrikanische Museen zu Dialogen zusammenzuführen ...« (S. 58)
Infrastruktur Verband	»Der Aufbau eines Sekretariats stellte schon eine beachtliche Herausforderung dar, die zu bewältigen war.« (S. 61)
Ehrenamt	»Der Vorstand von ICOM Deutschland handelt ja ehrenamtlich und alle Vorstände sind in ihren Hauptberufen gut ausgelastet« (S. 81)
Networking	»Ohne das Forum zur Kommunikation, das ICOM bietet, kommen solche Beziehungen, die aus meiner Sicht der größte Gewinn sind, gar nicht erst zustande.« (S. 47)

